Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: - (1849)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-656039

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Des hinkenden Boten Neujahresgruß.

Da komm ich Bote, hopp, hopp, hopp!
In meinem stelzenden Galopp,
Und nicke freundlich zu den Leuten,
Und grüße sie zu allen Seiten.
Ich bring Euch nun zum neuen Jahr
Die beßten Segenswünsche dar.
Drum bin ich froh und drum so heiter
Und sag' mein Sprüchlein, und zieh weiter.
Zum Städter wie zum Landmann kommt
Der Bot' und sagt, was jedem frommt.
Die armen Städter, hochgeboren,
Sie leiden viel von ihren Thoren;
Sie werden durch sie eingeengt,
In dumpfe Stadtluft eingezwängt.
Ich wünsche ihnen freie Luft,
Der Wiesen süßen Morgenduft,
Ja Gottes hellen Sonnenschein
Und den Gesang der Vögelein.
Und auch dem Landmann frank und frei
Wünsch ich, in alter wahrer Treu,
Nur stummen Mund und offne Hand,
Denn also kommt man gut durch's Land.
Wenn je die Frau keift fort und fort,
So schweige still und sprich kein Wort,
Und wenn die Tochter freien will,
Mach auf die Hand, und schweige still.
Und willst du Jedermann gefallen,
So fordre nichts und gieb nur Allen.
Ihr Alt' und Jungen, kommt und hört,
Wie sehr mein Herz und Mund euch ehrt.
Vor Allem als das höchste Gut,
Nehm' euch der Herr in seine Hut;
Dem Vaterland sei endlich Frieden,
Sei Segen, Heil und Glück beschieden.

E

Die breiten Felder mögen schön,
Die weiten Reben fruchtreich stehn.
Mög' Jedermann, ob arm, ob reich
Sich seines Lebens freu'n zugleich.
Mög' Niemand über böse Tage
Mit Recht wohl führen bittre Klage,
Als Wasserbrenner, Branntweinschenken,
Die nur an ihren Geldsack denken.
Mög' Niemand ohne Arbeit sein
Als Henker und Profoß allein.
Ich bring' nun in dem Botensack
Euch wieder manchen Schabernack;
O nehmt die gutgemeinte Gabe,
So wie ich sie gegeben habe,
Mit frohem Mund und freiem Herz,
Sie ist nicht Spott und Hohn, nur Scherz.
Ich ziehe hinkend durch das Land,
Und biete Jedem treu die Hand.
Doch seh' ich was, grob oder fein,
So steck' in meinen Sack ich's ein,
Und trag' es fort, und bring' es wieder,
Und leg's vor eure Augen nieder.
Die Thorheit möcht' ich gern kuriren;
Die Lacher möcht' ich amüsiren;
Was edel ist, was groß und schön,
Das laß' ich meine Leser sehn,
Damit sie sich des Großen freuen,
Und Schlimmes selbst zu thun sich scheuen.
Ich wäre Alles gerne Allen,
Und möchte Jedermann gefallen.
Drum schließt mir eure Thüren auf,
Ich biet' mein Büchlein euch zum Kauf.
Laßt euch den Batzen doch nicht reuen,
Es wird Mann, Frau und Kind erfreuen.
Und so nehmt nun zum guten Schluß,
Noch meinen treuen Botengruß.

Der Bote erklärt den Kalender.

(Schluß.)

Heumonat d. 2. Mariä Heimsuchung, zum Andenken an den Besuch, den Maria der Elisabeth abgelegt.

August 1. Petri Kettenfeier, indem die Ketten, womit der Apostel Petrus gebunden war, Apostelgesch. 12, noch jetzt zu Rom gezeigt werden.

August 15. Mariä Himmelfahrt. Zuerst wurde ihr Tod gefeiert. Aber um's Jahr 450 ließ man das Grab der Maria aufsuchen, und fand es leer, was nach vierhundert Jahren kein Wunder war. Aber nun hieß es auf einmal Maria sei lebendig zum Himmel gefahren; daher das Fest.

Herbstmonat 14. † Erhöhung Ein persischer König eroberte im Jahre 615 Jerusalem, und soll das Kreuz Christi mit sich nach Persien genommen haben. Späther ward der Perser von Kaiser Heraklius überwunden, Jerusalem wieder erobert, und dort das Kreuz wieder aufgerichtet. Dafür der Festtag.

Herbstmonat 29. Michael, geht uns hauptsächlich deßwegen etwas an, weil noch jetzt gewisse Dinge nach Michaelstag bestimmt werden. Z. B. fiengen ehedem manche Handwerker, wie die Schneider, mit diesem Tage an, Abends bei Lichte zu arbeiten; und um den Gesellen einen guten Willen zu machen, gab man ihnen eine Mahlzeit und nannte diese den Lichtbraten.

Weinmonat 16. Gallustag, auf den auch noch gewisse Bestimmungen gestellt werden. Kann seyn, daß an Gallentag mancher Mann der Frau, und umgekehrt: manche Kinder den Aeltern; manche Schü-

ler den Lehrern Galle machen. Es ist ja Gallentag! So raisonnirt wenigstens der Aberglaube.

Ebenso wird noch gerechnet auf Martini. Dieser Martinus soll anfänglich ein Heide gewesen sein, den christlichen Glauben angenommen haben, und ganz besonders heilig gewesen sein. Als man ihn zum Bischof machen wollte, floh er aus der Versammlung und versteckte sich hinter Kisten und Fässer. Eine Gans, die da herum weidete, merkte ihn, und fieng an zu schreien. Er ward hervorgezogen und wider seinen Willen zum Bischof gemacht. Aus Unwillen über die Gans, die ihn verrathen, befahl er, daß man immer auf seinen Namenstag den Gänsen den Kopf abhaue. So erzählt man, und wenn's schon nicht wahr ist, so ist's doch lieblich zu hören. Martinstag ist den 11. Wintermonat. Da ändern auch die Diensten; und gar oft, wenn man ein einfältiges Huhn laufen läßt, bekommt man dafür eine dumme Martinsgans; und wenn der Limp fortgeht, kommt der Lemp dafür.

So wie von Alters her die Kirche eine Vorbereitung auf das Osterfest anordnete, so ist's auch mit dem Weihnachtfeste, dem die vier vorhergehenden Sonntage zur Vorbereitung bestimmt sind, und daher Adventus, Sonntage der Ankunft des Heilands heißen. Mit dem ersten derselben, 1. Adv., fängt das kirchliche Jahr an. Fällt Weihnacht auf einen Donnstag oder einen der folgenden Wochentage, so fällt der erste Advents-Sonntag auf den letzten Sonntag im Wintermonat. Fällt Weihnacht aber früher in die Woche, so fallen diese vier Sonntage in den Dezember.

Andreas, den 30. Wintermonat. Auch auf diesen Tag werden gewisse Leistungen, Zehnten, Bodenzinse, Lehenzinse u. dgl. berechnet.

Aus dem Dezember heben wir nur den 25., den Christtag, hervor, den Tag der Geburt Jesu, der da ist Christus, der Gesalbte des Herrn; daher heißt auch der ganze Monat Christmonat. Wir nennen dieses Fest Weihnacht, d. i. heilige, geweihete Nacht. Aber warum wird sie denn mit so viel heidnischem Wahrsagen, Zeichendeuten und anderm Aberglauben entheiligt? Wetter prophezeihen mit Zwiebeln und Salz, Blei gießen, Scheiter ziehen, Bibelverse aufschlagen u. dgl. — Für unsere gepriesene Aufklärung ist das zu viel Finsterniß!

Nun noch etwas über die Namen der zwölf Monate. Die Benennung kommt großentheils von den Römern her, die lateinischen Namen sind die ältesten, und die deutschen viel späther erfunden, auch nicht überall und zu allen Zeiten gleich geblieben.

1. Januarius, deutsch Jänner, hat seinen Namen von dem heidnischen Gott Janus, der ein uralter König in Italien gewesen sein soll.

2. Februarius, hat seinen Namen von Februa, einem Feste der Römer, das um diese Zeit gefeiert wird. Der deutsche Name Hornung soll daher kommen, daß in diesem Monate die Hirsche ihre Hörner abwerfen.

3. Martius, daher deutsch März, hat den Namen von dem Gotte Mars. Romulus, der Stifter des römischen Reiches, soll ein Sohn desselben gewesen sein, und zu Ehren seines Vaters diesen Monat, der — NB. der erste des Jahres

war bei der damaligen Zeitrechnung, Martius genannt haben.

4. Aprilis, deutsch April, kommt von dem lateinischen Worte apperire, eröffnen, weil dieser Monat den Schoß der Erde aufthut.

5. Majus, Mai. Die Einen sagen: der Name komme von der Göttin Maja, die Andern von Majores; so hießen in Rom die Edleren, denen die Regierung zustand. — Der Bote wird das nicht entscheiden. Da aber in diesem Monat die Erde ihr schönstes Sonntagskleid anzieht, einen schönen, und alle Tage einen noch schönern Meien einsteckt, alles sich darüber freut und ringsum alles singt und pfeift und lustig ist, so nannte Kaiser Karl der Große diesen Monat den Wonnemonat, d. h. Freudemonat.

6. Junius. Einige wollen, er heiße so von der Göttin Juno. Andere von den junioribus, den Jüngern oder Mindern, die zum Soldatenstand, aber nicht zum Regentenstand genommen wurden, wie oben bei Majus gesagt ist. Jetzt hingegen führen die Jungen das große Wort, und die Alten sollen das Maul halten. Brachmonat heißt ihn Kaiser Karl, von der Brache, wovon der Leser mehr verstehn wird, als ich.

7. Julius. Hieß zuerst Quintilis, d. i. der fünfte vom März an. Zu Ehren des berühmten Feldherrn Julius Cæsar ward er Julius genannt. Heumonat versteht sich von selbst.

8. Augustus, ehedem Sextilis, der sechste; dann Augustus zu Ehren des ersten römischen Kaisers. Deutsch auch Erntemonat.

9. September, der siebente; altdeutsch Witmonat, bei uns Herbstmonat.

10. October, der achte; Weinmonat, ehemals Winzmonat.

11. November, der neunte; ehedem Wolfmonat, jetzt Wintermonat.

12. December, der zehnte; jetzt Christmonat, wegen dem Christfest.

Merk also: 1) September, October, November, December sind nach dem römischen Kalender so benannt, und du must immer zwei dazu denken, wenn du den rechten Monat in unserem Kalender treffen willst.

2) Abgekürzt schreibt man etwa 7bris, 8bris u. s. w. Du must aber nicht sagen: siebenbris, achtbris, und dergleichen, sondern die rechten Namen.

3) Der Kürze wegen kann man in Briefen, und wo es nicht viel zu bedeuten hat, den Monat mit einer römischen Zahl, den Tag mit einer Ziffer bezeichnen; z. B. I. 13. heißt: Jänner, den 13. IX. 3. heißt: den 3. Herbstmonat. X. 7. den 7. Weinmonat. XII. 20. den 20. Christmonat. — Geschrieben VIII. 5. 1847.

Wer nun über den Kalender mehr wissen will, der kaufe: den aufrichtigen Kalendermann von Steinbeck; — ein sehr gutes, verständiges und verständliches Buch, von drei kleinen Bänden.

Der Frühling.

Der Frühling ist ein ächter König!
Denn er beglücket Alle gleich,
Hab' einer Vieles oder wenig,
Sei einer arm, sei einer reich.
Der Herbst und Sommer sind wohl reicher,
Doch siehts mit ihnen anders aus;

Die füllen Manchem seine Speicher,
Und lassen Vielen leer das Haus.
Auch mit dem Winter steht es schlimmer,
Die Reichen wärmt und amüsirt
Er herrlich, da der Arme immer
In leerer Hütte hungernd friert.
Den Frühling lob' ich mir bescheiden,
Er weht uns frisch mit Hoffnung an,
Und ist nicht Schuld, wenn er muß scheiden,
Eh' er sie uns erfüllen kann.

Der Pfarrer und die Mutter.

Pfr. Ihr habt einen schweren Verlust erlitten, gute Frau, da Euer einziger Sohn starb.

M Ach! Herr Pfarrer, mir ist Alles genommen, meine Hoffnung, meine Freude ist dahin, und für immer.

Pfr. Der Herr hat's gethan. Bedenkt, wie Abraham so ruhig gehorchte, als ihm Gott befahl seinen Sohn Isaak zu opfern.

M. Ach! lieber Herr Pfarrer, Abraham war nur der Vater; von einer Mutter hätte Gott dieß nie gefordert.

Begossen.

Zum Henker auch, was schüttest du Wasser auf mich herab? rief ein Vorbeigehender, der aus einem Fenster eine tüchtige Ladung Wasser, oder so etwas auf den Kopf erhalten hatte. Dummkopf, antwortete eine alte Magd vom Fenster herunter, hätte ich es denn von unten hinaufgießen sollen?

Der gute Freund.

Einer der gern auf ander Leute Unkosten wohl gelebt hätte, kam zu einem Bekannten und sagte: „Leihe mir doch deine Flinte mit etwas Pulver und Schrot, damit ich mir in deinem Walde ein Hääschen schießen könnte." Der Nachbar thats. Jener hatte sein Hääschen geschossen, brachte dem Nachbar die Flinte wieder und sprach: „Jetzt gieb mir doch ein Stücklein Speck, damit ich mein Thierlein damit kochen kann." Auch das erhielt er. Als er nach Hause gieng, brach er in des Nachbars Zaun ein paar dicke Stecken ab, um wohlfeile Feurung zu haben. Und so kochte er sich fröhlich seinen Braten.

Das ist auch einer von denen, die da sprechen:

„Erst komm' ich, und nochmal ich,
Dann bedenk ich wieder mich,
Und beklagt ein Andrer sich,
Sprech ich: kümmre dich um dich!"

Naturgeschichte der einheimischen Vögel.

(Fortsetzung.)

„Ueberal finden sie ihre Nahrung!" So hat der Bote am Schlusse des vorigen Abschnittes gesagt. Und hier thut sich ein gar merkwürdiges Kapitel auf, wobei man so recht an das schöne Sprüchlein erinnert wird: „Sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln auch nicht in die Scheunen, und der himmlische Vater ernährt sie doch." Wir wissen nun schon, daß eine große Zahl Vögel sich von Insekten nährt, Schwalben, Bachstelzen, Haus- und Waldrötheli, Hagspatzen u. s. w. Aber im Winter sind keine Insekten vorhanden. Wovon sollen diese Vögel leben? Viele leben von allerlei Gesäme, Wachteln, Tauben, Lerchen, Finken u. dgl. Aber im Winter liegt die Erde voll Schnee, die armen Vögel finden nichts, wovon sollen sie leben? Geduld! „Dä wo ús alle git, vergißt o syni

Vögel nit." Und das geht so zu: Die Vögel verändern ihren Aufenthalt, je nachdem es die Jahreszeit erfordert. Wir sehen in Winter nur diejenigen Vögel, welche die Kälte vertragen, und ihre Nahrung auch dann noch finden, Krähen, Elstern, Spatzen, Meisen, Spechte ꝛc. Diese weichen wohl auf eine Zeit aus der Gegend, wo sie gebrütet haben, wenn Kälte und Schnee sie vertreibt. So war vor einigen Jahren im Oberland der Winter viel gelinder, als in den untern Gegenden. Darum wanderten die Vögel dorthin, und ich habe auf meinen Botengängen immer sehr wenig Meisen z. B. angetroffen. Wird das Wetter milder, und bricht der Schnee, so kommen sie gleich wieder — Andere schlagen sich im Herbste in Schaaren zusammen, und ziehen gemeinsam im Lande herum, ihrer Nahrung nach, bleiben da, wo sie diese finden, und ziehen weiter, wenn sie aufgezehrt ist. So die Zeisige, die Kreuzschnäbel, Distler, Finken, Dohlen ꝛc. Man heißt sie: Streichvögel.

Aber gar viele Vögel würden den Winter bei uns wegen der Kälte und Mangel an Nahrung gar nicht aushalten. Darum verlassen sie uns gegen den Winter ganz, und ziehen in ferne Lande, manche in Italien, Griechenland und die Inseln, manche, wie der Storch, gar über Meer in Afrika, Egypten u. s. w. Dazu gehören Schwalben, Störche, Schwarzkopf, Hagspatz, Hausrötheli, Waldrötheli, die Lerchen, Drösslen, Wildtauben ꝛc. Man heißt sie: Zugvögel. Manche kommen auch im Winter erst aus den mitternächtlichen Gegenden zu uns, und bleiben bei uns, oder ziehen nach etwas Zeit auch weiter. So bevölkern sich im Winter unsre Seen mit allerlei Enten und Tauchern, oft sogar mit Schwanen. So kommen die Reckholdervögel erst im Winter. Die Schneegänse ziehen meist nur durch, sitzen aber manchmal auch ab. So kam 1842 eine große Heerde Kraniche, die sich eine Zeitlang zwischen Solothurn und dem Emmenthale aufhielten. — Im Frühling kommen sie eben so wieder zurück, und finden perfekt ihre frühere Wohnung, ihr verlassenes Haus und Nest wieder.

Wer lehrt sie das? Wer sagt ihnen die Zeit zum Gehen und Kommen? Wer zeigt ihnen den rechten Weg am Himmel, in finsterer Nacht, über so viele Länder? Wer deckt ihnen dort ihren Tisch, wenn hier ihre Speise aufgezehrt ist? Und wer führt sie wieder hieher, ohne Wegweiser, ohne Landkarte, ohne Compaß? Darüber könnte der Schulmeister eine schöne Rede halten, wenn er's wüßte!

Endlich kommen wir zum Schlußkapitel der Einleitung, und reden vom Nutzen und Schaden der Vögel.

Da wissen nun manche Menschen vom Schaden gar viel, und vom Nutzen wenig oder nichts zu sagen; etwa daß man die gemästeten Hühner und Gänse und auch die Eier essen, mit dem Flaum Bette machen, und mit den Federn schreiben kann. Aber vom Schaden da ertönt eine laute und lange Klage. Die Raubvögel stehlen uns Hühner und Tauben; die Krähen und Dohlen das Saamenkorn vom Acker; die Spatzen das Korn in der Ernte; die Meisen den Haußet; Rinderstaaren und viele andere die reifen Kirschen und Trauben; die Spechte zerhacken die Bäume, u. s. w. — Hierin ist Einiges wahr, aber einseitig, Anderes übertrieben, Anderes ganz irrig. Die großen Raubvögel, Geier und Adler sind nicht überall,

und selten; die kleineren, Weih, Habicht, Wanderli, verzehren ebenso viele Mäuse, Spatzen und andere kleine Vögel als Tauben, die Krähen vertilgen Inger, Herdwürm, Käfer, Mäuse, Schnecken mehr als Korn, und sind hinter dem Pfluge viel fleißiger als hinter dem Säemann; die Spatzen verdienen mit der Vertilgung von Insekten, womit sie ihre vielen Jungen füttern, wohl auch das Korn, das sie etwa fressen, ebenso die Meisen und Rinderstaare, die eine Menge schädlicher Insekten verzehren; die Spechte greifen nur kranke Bäume an, in denen sie Holzwürmer u. dgl. suchen, so daß der Schade, den die Vögel anrichten, durch den Nutzen überwogen wird. — Ja, die Vögel sind in der großen Haushaltung der Natur sehr wichtige Geschöpfe. Sie vertilgen eine unsägliche Menge Insekten, die unsern Obstbäumen, Matten und Gärten schädlich sind, und die Ausrottung der Spatzen, die man hier und da versucht hat, hat meist eine viel größere Verheerung durch Insekten nach sich gezogen. Andere verzehren Feldmäuse, Schlangen, Frösche, Kröten, und faules Aas; noch andere fressen Saamen von Unkraut. Einige Vögel verschlucken Saamkörner, die sie nachher an einem andern Orte ganz von sich geben, und verpflanzen so nützliche Pflanzen. Die ungeheuern Schwärme von Seevögeln düngen mit ihrem Miste Felsenklippen so, daß nachher Pflanzen dort fortkommen können. Gewisse Vögel werden zum Fischfang abgerichtet. Sehr viele geben mit ihrem Fleische eine gute und angenehme Nahrung. Die Eier von allen sind ebenfalls zu unserer Nahrung willkomm. Das Einsammeln der Eier und Federn macht einen Hauptnahrungszweig der nordischen Inselbewohner. Die ganzen Felle mancher Seevögel werden zu Kleidungen verarbeitet.

Der Bote wird über Nutzen und Schaden der einzelnen Vögel bei ihrer Geschichte weiter sprechen, und hoffet zu zeigen, daß manche Vögel bisher mit Unrecht und zu eigenem Schaden sind verfolget worden.

Wunsch.

Der Glaube werd' nicht Aberglauben,
Und Frömmigkeit nicht Frömmelei.
Die Liebe lasse sich nicht rauben
Die Herzensreinheit und die Treu.
Der Freiheit stehe Wahrheit bei.
Kein Vorrecht mach' ein Unrecht gut,
Und Muth werd' niemals Uebermuth.
Das Licht mög' bald die Finsterniß verjagen.
Dieß sei der Trost in unsern dunkeln Tagen.

Aus dem Hochzeitbüchlein.

(Fortsetzung.)

III. Kapitel. Wie junge Leute sich zur Ehe fromm vorbereiten sollen.

Juheh! Bald chan i wybe!
Heh nu! Was wett i meh?
's ist eine scho ne ganze Ma,
Wenn er mit Freude wybe cha!
Juheh! Juheh! Juheh!

Gut, wenn du von Herzen so singen magst. Gut, wenn du mit Freuden den Tag erwartest, wo du sagen kannst:

Gottlob! mir ist es jetzt gelungen,
Ich hab' ein frommes Weib errungen.

Es sieht bös aus, wenn der Bräutigam oder die Braut drein lugt wie die theure

Zeit, und seufzet, als wenn ihm der Napf*) auf dem Herzen läge. Es ist gar schlimm, wenn auf dem Kirchgang Eins hiehin schaut, und das Andere dahin, und der Pfarrer nur zwei Hände, aber nicht zwei Herzen zusammen verbindet. Ich hab' mir darum das Sprüchlein ausgedacht:

„Wer nit mit Freude wybe cha,
„Söt's lieber unterwege la."

Aber! Aber! Manches wird mit Freuden wohl angefangen; aber — wie lang währt die Freude? Leider oft nicht länger als der Hochzeitstag. — Da schießen sie, daß man's manche Stunde weit ringsum hört, als müßten's alle Leute wissen, daß der Hans und das Babeli heurathen. Aber — die Kanonen donnern, sie eröffnen die Schlacht, und das kleine Geschütz von Wortgezänk, Schimpfen und Fluchen kommt hintennach. Zuerst Lärmen außer dem Hause, dann Lärmen im Hause. Und wenn die Katzenköpfe anfangen, so ist's oft ein Zeichen, daß Mann und Weib einander bald bei den Köpfen nehmen. Dann kommt die gallenbittere Reue. Dann wird das Juheh! zum kläglichen: O Jeh! und der Ehestand zum Wehestand! — Woher diese traurige Verwandlung?

Daher allermeist, daß das junge Volk die Sache mit allzuviel Leichtsinn und Sorglosigkeit anfängt; blinzlings drein springt, als wenn's nur so ein Spaß wär, und an die Zukunft gar nicht denkt, als wenn's alle Tag Hochzeittag wär. Da ist einmal des Herr Pfarrers Töchterli zu einem Meiteli zu Dorf gekommen, und meine Frau hat ihnen Ankenschnitten gemacht und Honig darauf gestrichen. Da hat das Töchterlein zuerst den Anken und das Honig sauber oben abgeleckt, und als es damit fertig war, so ruft es ganz erschrocken: „O je! nume ruchs Brod!" — Schau, sagte ich zu meiner Frau, so geht's vielen mit dem Heurathen. Sie meinen, es ist alles nur Anken und Honig, und drunter weißes Brod oder gar Eierweggen; und wann dann das rauhe Hausbrod kommt, das Arbeiten, das Sorgen, die Mühe, der Schweiß, dann schneiden sie saure Gesichter, wie der hölzige Christoffel zu Bern.

Es ist da ein alt Sprüchwort, das viel Schaden anrichtet. Es heißt: die Ehen werden im Himmel geschlossen! — Darauf verlassen sich dann die Leute, greifen blindlings in den Glückshafen, meinen sie müssen ohne anders ein gutes Loos ziehen, und — wenn sie meinen, sie kriegen eine silberne Suppenschüssel, so ist's — ein gespaltenes Katzenkacheli. Und dann soll noch gar der Himmel Schuld seyn, daß es so gegangen ist. — Ja, ruft einer, es steht geschrieben: „Was Gott zusammenfügt" und also: we zwei zusammenkommen, da hat sie Gott zusammengeführt! — Aber halt! Es heißt ja nicht: Gott fügt alle zusammen! Vieles kommt ja sogar mit Sünde zusammen; soll das auch von Gott seyn? Höre was Luther abermal sagt: „Es liegt an einem guten Unterscheid und Verstand, was der Spruch wolle: was Gott zusammengefügt! Er spricht nicht: was sich selbst zusammenfügt; sondern: was Gott zusammenfügt! — Das Zusammenfügen findet man bald; aber daß Gott es seyn solle, der zusammenfügt, das will man nicht achten; sondern flugs, wenn ein Zusammenfügen durch sie selbst geschehen ist, wollen sie den Namen Gottes zum Schanddeckel dranhängen und sagen: Gott hats gethan! — Das

*) Ist ein Berg im Emmenthal gemeint.

ist wider das dritte Gebot *), ist Gottes Namen mißbrauchen und verunehren. — So ist nun der Beschluß: was durch Gottes Wort zusammengefügt wird, das hat Gott zusammengefügt, und sonst nichts. — Sage, wobei weißt du, daß euch Gott zusammengefügt habe? Giebt es ein Wahrzeichen, daß Gott und nicht du selbst, ohne Gott, es gethan habest. Es ist vielmehr wider Gott und sein Wort. Was nun ohne Gott sich zusammenfügt, das ist Sünde und Unrecht wider Gott und sein Wort."

Aber nun fragt ihr: welche Brautleute hat Gott zusammengefügt? Welche nicht? Ich wollte, ihr fragtet das lieber einen Herr Pfarrer, als mich. Der würd' euch das besser auseinandersetzen. Denn was ich davon weiß, hab' ich selber nur von Pfarrherren gelernt **). Meine einfältige Meinung ist aber die:

Vorerst müßten junge Leute lange bevor sie heurathen, sich gewöhnen zu thun, wie es der Heidelberger-Catechismus in der 124sten Frage lehrt: „daß wir und alle Menschen unserem eigenen Willen absagen und seinem (Gottes) allein guten Willen ohne alles Widersprechen gehorsamen." — Nur wer so sich immer nach Gottes Willen richtet, wird es auch dann thun, wenn er zur Ehe greift. Thut er das, so trachtet er auch hier nach dem das Gottes ist, und nicht nach dem das der Menschen ist. Er fragt nicht seine Augen und deren Lust, fragt nicht zu allererst nach Schönheit, nach Reichthum, oder Ehre und dergleichen Weltsachen, sondern nach einem frommen, gottesfürchtigen Herzen, und einem stillen, eingezogenen Wandel. Er sucht seine künftige Frau lieber in der Kirche, als im Wirthshaus, lieber bei der Orgel als bei der Geige, lieber auf dem Acker als auf dem Tanzboden.

Zum andern trauet er sich selber nicht allein die nöthige Klugheit zu, sondern sucht Rath bei Gott, bei Vater und Mutter und denen, die ihm fürgesetzt sind. — Gottes Rath sucht er im eifrigen Gebet, daß doch Gott ihm selber eine gute, fromme Frau, einen rechtschaffenen, treuen Mann zuführen wolle. Meine nicht du habest dich solchen Gebets zu schämen. Du betest ja ungescheut, nach des Herrn Wort, um's tägliche Brod, d. i. alle leibliche Nothdurft, wie es der Heidelberger erklärt. Aber gesetzt du habest alles, was du für Nahrung und Kleidung, Leib und Leben bedarfst, und lebtest in einer unglücklichen Ehe, würde dir nicht ein Hauptstück deiner zeitlichen Wohlfahrt mangeln? Könnte dich Ehre und Reichthum trösten, wo jeder Mund voll Brod dir mit Galle verbittert würde? Bitte du Gott täglich um seinen Rath und seine Führung in dieser Sache, und glaube sicher, daß dieses Gebet Gott besser gefällt, als wenn du um Reichthum und Ehre betest, oder seiner gar vergissest, wo es um dein zeitliches Glück zu thun ist.

Frage aber auch die, so dir von Gott selbst fürgesetzt sind, Vater und Mutter. Ihre natürliche Liebe zu ihrem Kinde heißt sie hier besonders sorgfältig wachen, und mit aller Umsicht rathen. Sie sollen auch am beßten wissen, was für dich sich schickt; denn auch ein guter Schuh paßt nicht auf jeden Fuß, und eine gute Frau nicht gerade zu jedem Mann, und wer Agerstenaugen an den Füßen hat, muß mit dem Schuhmacher anders reden als wer keine hat. Aber Vater und Mutter

*) Nach der lutherischen Eintheilung der zehn Gebote, heißt es bei Luther — das zweite.

**) Das ist ein, in unserer Zeit seltsames Bekenntniß! Aber als der Schulmeister zu wirken anfieng, war noch kein Seminar.

sollen am beßten wissen, auf was für Füßen der Sohn, oder die Tochter steht.

(Fortsetzung.)

Es ist nid geng wie geng.

Im vorigen Jahrhundert noch war in Appenzell Inner-Rhoden kein eigenes Buch für die Staatskasse vorhanden. Wenn Gelder eingiengen, so legte man sie in den sonst immer verschlossenen Kasten und schrieb den Betrag in's Rathsprotokoll, mitten unter die Rathsverhandlungen. Im Jahr 1733 beschloß der Große Rath, man solle einmal den lange verschlossen gewesenen Kasten öffnen, um zu sehen, was darinnen sei. Der Landammann aber bat, daß man das ja nicht thue; es sei, sagte er, während seiner langjährigen Amtsverwaltung noch nie gethan worden, und so lange er Landammann sei, werde er auch nicht zugeben, daß der Kasten geöffnet werde.

Es geit nid immer geng wie geng,
Es cheu nid alli spare.
E Theilne geit es nume z'streng,
S'mueß Alles ne zerfahre.
Doch chas o widerum so cho,
Es seit der wyse Salomo:
„Nüt Neu's ist unter der Sunne!"
Und werde cha, was nö nid ist,
Mer heis vilicht i churzer Frist
Scho wider z'vollem g'wunne.
S'ist vilicht mängi Kasse scho,
Me het darus so flyßig g'no,
Me lat (i sött denk schwyge),
De gly der Dechel liege.
Der Schultheß oder Präsident
Und wer süst ist am Regiment,
Seit o wie jene Biderma:
Thüt ja nid uf, und lat se sta!
Warum? errath, es ist nit schwer,
Warum? si ist scho längste leer.

Der Landammann Zürcher.

Als das Bild eines ächt republikanischen Regenten, steht der Landammann Zürcher in Appenzell Außer-Rhoden, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, da. Er war Zimmermann seines Berufs, und hatte keinen andern Reichthum, als ein kleines Bauerngütchen, das er mit eigener Hand bebaute. Eines Tages, als er vor seinem Hause arbeitete, kam ein vornehmer Herr zu ihm geritten und begehrte ihn zu sprechen. Zürcher hieß ihn absteigen, und führte ihn in sein Haus. Der Herr brachte ihm mit bedecktem Haupt, und nachläßig mit der Reitpeitsche spielend, seine Angelegenheit vor. Da fragte ihn Zürcher: Mit wem wollt' Ihr denn eigentlich reden, mit Gebhard Zürcher, dem Bauer, oder mit dem Landammann? Mit dem Landammann, war die Antwort. So thut Eure Schuldigkeit! sprach dieser, es ist mir nicht um meine Person, sondern um mein Amt. — Sogleich zog der Fremde ehrerbietig seinen Hut ab, legte die Peitsche bei Seite, und trug sein Anliegen von Neuem vor.

Bei einem Prozesse war unter den Bewohnern von Hundwyl ein arger Streit entstanden. Die eine Partei, etwa 500 Mann stark, zog lärmend, schreiend, und schreckliche Verwünschungen und Drohungen ausstoßend nach Teuffen zum Landammann. Dieser war eben mit Ausbesserung der First seines Hauses beschäftigt, als er von weitem den ungebärdigen Haufen herankommen sah. Auf dem Dache erwartete er die Ankunft desselben. Da stiegen zwei Abgeordnete der

Landleute die Leiter hinauf und baten ehrerbietig vom Herrn Landammann vorgelassen zu werden. Dieß wurde gewährt. Man stieg herunter; der Landammann trat in's Haus, die Abgeordneten bekamen die Erlaubniß vor dem Standeshaupte zu erscheinen, und da sprach nun der wackere Landammann zu ihnen: Ihr habt gegen Eid und Pflicht diesen Haufen zu mir geführt, um etwas von mir zu erzwingen, das ich euch nicht geben kann, weil es unrecht wäre. Bei eurem Eide befehle ich euch, diese Leute zu besänftigen und dieselben im Frieden wieder heimzuführen.

Was macht den Herrn groß oder klein?
Ein Kleid das grob ist oder fein?
Des vielen Geldes süßer Schall?
Der Worte krauser, leerer Schwall?
Des grünen Sessels weicher Pfühl?
Der Bajonette freches Spiel?
Nein, 's ist des Herzens Redlichkeit,
Der Väter Sitteneinfachheit,
Das Wort der Wahrheit kurz und klar,
Der Tugend Würde wunderbar,
Ein Sinn, der fest auf Gott besteht;
Das ist des Herrschers Majestät.

So wär's gut bestohlen zu werden.

In einem Dorfe im Kanton Zürich wurde einem Gärtner einst Nachts seine einzige Kuh aus dem Stalle gestohlen. Obgleich der Gärtner, der vor Tag auf war, bald sein Unglück bemerkte, und im Dorf Lärm machte, so daß Groß und Klein bald rüstig war, und nach allen Seiten auslief, so war doch alles Nachjagen und Suchen umsonst, es war auch nicht die geringste Spur des Diebes zu entdecken. Im Sand und Staub der Straße sah man wohl wunderliche Tritte von großen Schuhen, aber nichts von gespaltenen Klauen einer Kuh. Müde vom Suchen kam gegen 9 Uhr alles heim und im höchsten Grade betrübt mußte der arme Gärtner sich in das böse Schicksal ergeben. Gegen Mittag hört er vor der Stallthüre ein ihm sehr bekanntes Muhen; erstaunt horcht er, springt bald freudig auf, und läuft hinaus. Und, o welche Ueberraschung! da steht seine liebe, verloren geglaubte Kuh; aber in welchem Aufzug? An den vier Füßen waren große Mannsschuhe befestigt, von denen freilich zwei nicht mehr an ihrem Platze waren, sondern um die Füße schlugen, und um den Hals trug sie einen Ledergurt, in dem sich beim Durchsuchen 40 Thaler fanden. Weder Gurt noch Schuhe wurden dem Gärtner je zurückgefordert, obgleich er den Fund in den öffentlichen Blättern hatte publiziren lassen, und so war ihm die kurze Angst reich bezahlt.

S'ist wohl nichts so rein gesponnen,
Endlich kommts doch an die Sonnen.
Wirk bei Finsterniß und Nacht,
Einer hat dich doch bewacht.
Deckst mit Ränk' und List du's zu,
Kömmts doch aus durch eine — Kuh.

Denk wohl!

Ein Henker, der durch lange Uebung sein Handwerk meisterlich verstand, wollte einen famösen Spitzbuben am Strick auf den Galgen ziehn, aber der Strick riß entzwei. Denn ein anderer Meister hatte aus Neid den Strick mit Scheidewasser bestrichen. Der Henker fluchte: „Schwere Noth! Das ist mir in meinem Leben noch nicht passirt!“ „Mir auch nicht,“ antwortete der Delinquent, der indessen ruhig an der Erde lag. Der Bote kann glücklicher Weise eben so viel sagen, und der Leser wohl auch.

Kann wohl sein.

An einer zahlreichen Wirthstafel sagte Jemand, er sei überzeugt, daß der letzthin gehängte Kerl unschuldig gestorben sei. — Kann wohl sein, bemerkte ein Anderer. Ich weiß es nicht. Aber das größere Unglück ist doch, daß so viele Spitzbuben aller Art herumlaufen, die noch nicht gehängt sind! — Der Bote weiß nichts dagegen einzuwenden.

Was für Chinder?

Wo der Uli Sorge z'Bäbeli Chummer z'Chilche g'führt het, ist z'Sigriste Gret bi der Chilchethüre g'stande und het zu Schulmeisters Lisebeth g'seit: „Der Pfarrer cha si freue, die werde nüt anders ha la z'tauffe als Thräne u Süfzger.

Sprüchwörter.

Erst wig's, dann wag's.

Hätt' der Bettler-Jöggel erwogen, ob er's vermöchte so köstlich zu bauen, so hätt' er's nicht gewagt, und wär' noch jetzt ein wohlhabender Mann, anstatt ein Umgänger. Hätt' der Schriber Ludi recht erwogen, daß der achtungswerthe Beruf der ist, seinen Acker mit Gott und Ehren zu bestellen, so wär' er jetzt ein glücklicher Bauer, und kein zerlumpter Schreiber. Hätt' der Chrämerbenz erwogen, daß zu einer glücklichen Ehe etwas anderes nöthig ist, als bloß schwarze Augen, rothe Backen und heißes Blut, so hätt' er Junkers Aenneli nicht genommen, und wär' jetzt nicht der elendeste und geplagteste Ehemann auf Gottes Erdboden.

Ungleiche Zeit macht ungleiche Leut.

Hätt' mancher Pfarrer vor hundert Jahren gepredigt, wie er heut zu Tag predigt, so hätten ihn die Bauern zur Kirche hinausgejagt. — Hätt' mancher Regent vor hundert Jahren regiert, wie er's heut zu Tag thut, so wären Land und Leute gegen ihn aufgestanden, und hätten ihm der Marsch gemacht. — Hätte Peters Kätti, mit ihrem Trätschmaul, vor hundert Jahren gelebt, und hätte damals alles hintereinander gereiset und alles Wasser auf ihre Mühle geleitet, so wäre sie als eine Hexe verbrannt worden. — Wäre man vor hundert Jahren in einer Viertelstunde von Zürich nach Baden gefahren, und das in einer prächtigen Kutsche ohne Rosse, so hätte man geglaubt, der Teufel selber hätte alle bösen Geister davor gespannt.

Zins und Zoll der Teufel hol.

Das ist ein unchristlich Reimlein, und ist doch in Manches Mund, und noch in Mehrerer Herz. Hat einer Geld nöthig, so ist er höflich, zieht die Kappe von Weitem ab, und scharwenzelt bis er's hat. Kommts aber zum Zinsen, dann dünkts ihm ganz etwas Ueberflüssiges, und nimmt einen Umweg, und thut als ob er einen nicht kenne und nicht möge. Und statt „Dank dir's Gott" murmelt er zwischen den Zähnen: „Der Teufel hol's!"

Der Rechenmeister.

Wie lang hab' ich wohl um die Welt?
Fragt einst der Lehrer einen Jungen,
Bist du im Rechnen wohlbestellt,
So ist dir's sicher bald gelungen,
Du sagst's auf die Minute mir,
Ich geb' dir schönen Lohn dafür.
Ei, sprach der Knab mit raschem Worte,
Steht Ihr schon mit der Sonne auf,
Und eilt mit ihr von Ort zu Orte,

Vollendet Ihr den raschen Lauf
Gerad in vierundzwanzig Stunden.
Nun gebt den Lohn, ich hab's gefunden.

Das Weihwasser.

Jobbli, sprach ein katholischer Pfarrer zu einem reichen Bauer seiner Gemeinde, wenn du willst, daß dir der Herrgott deinen Acker behüte, so must du ihn mit Weihwasser segnen lassen. Ich will dir's verrichten, es soll dich nicht gar viel kosten, und wehrt dem Teufel und allen bösen Geistern. Der Bauer war sich der Sache zufrieden, und dachte, auf alle Fälle schadet's nicht viel. Der Pfarrer kam nun mit dem Weihwasserkessel, gieng auf dem frisch gesäeten Kornacker herum, spritzte rechts und spritzte links und murmelte seine Gebetlein dazu. Der Bauer bezahlte richtig und alles war gut. — Im Frühling stand die Saat wie eine Bürste, im August sah man die Schnitter kaum, so hoch war das Korn, und Jobbli führte pfeifend ein Fuder Garben nach dem andern in die große Scheune. Auf einmal stand der Pfarrer vor ihm, grüßte freundlich und sagte: Nicht wahr, Jobbli, das Weihwasser ist gut. Der Bauer nahm schön den Hut ab, denn es war noch in der alten guten Zeit, und antwortete: Ja, Herr Pfarrer, aber der Kühdr . ck ist doch no besser.

Die Klage.

Bäbeli kam aus der Schule heim und war ganz käuzig. Als die Mutter über die Ursache seiner übeln Laune fragte, antwortete es: „Der Schulmeister het is hüt i der Bibli g'lese, „das Weib sei unterthan dem Mann." Ach, Müeti, i wett doch gern, der lieb Gott hätt' das nit g'seit."

Klatscherei.

Wer viel von andern spricht, dir Nachricht bringt in's Haus,
Der trägt gewiß von dir, auch Nachricht wieder aus.

Ein Artikel der in unserer Verfassung noch fehlt.

Zaleucus, ein griechischer Gesetzgeber, gab seinem Vaterlande eine sehr weise und zweckmäßige Verfassung. Im Eingang derselben heißt es: „Jeder Bürger, der eine Aenderung in dieser nachstehenden Verfassung begehrt, oder der eine neue vorschlägt, soll, wenn er vor die Volksversammlung tritt, um seinen Vorschlag vorzubringen, nicht anders reden dürfen, als mit einem Stricke um den Hals. Wenn nun die Mehrheit die vorgeschlagene Abänderung gutheißt, so steht der Redner unter dem öffentlichen Schutz; denn er hat gut gesprochen. Bleibt aber der Vorschlag in der Minderheit und wird also vom Volk verworfen, so soll alsobald der Strick am Halse des Redners zugezogen werden, bis daß er todt ist. Denn derselbe ist ein Neuerer und Störer der öffentlichen Ruhe gewesen." Der Bote kann nicht umhin, auch diesen Artikel dem Volke als probat zu empfehlen.

Es bliebe Mancher wohl zurück,
Dürft er nicht anders sprechen,
Als um den Hals den argen Strick,
Ein dumm Geschwätz zu rächen.
Mehr Friede hätt' das Vaterland,
Und das Gesetz hätt' mehr Bestand;
Manch Wirthshaus nähme minder ein,
Manch Zeitungsblatt würd' stiller sein;
Manch arme Frau hätt' Brod im Haus,

Manch' Kirche sähe voller aus;
Wohl Mancher thäte seine Pflicht,
Und Manchen holt' der Teufel nicht.

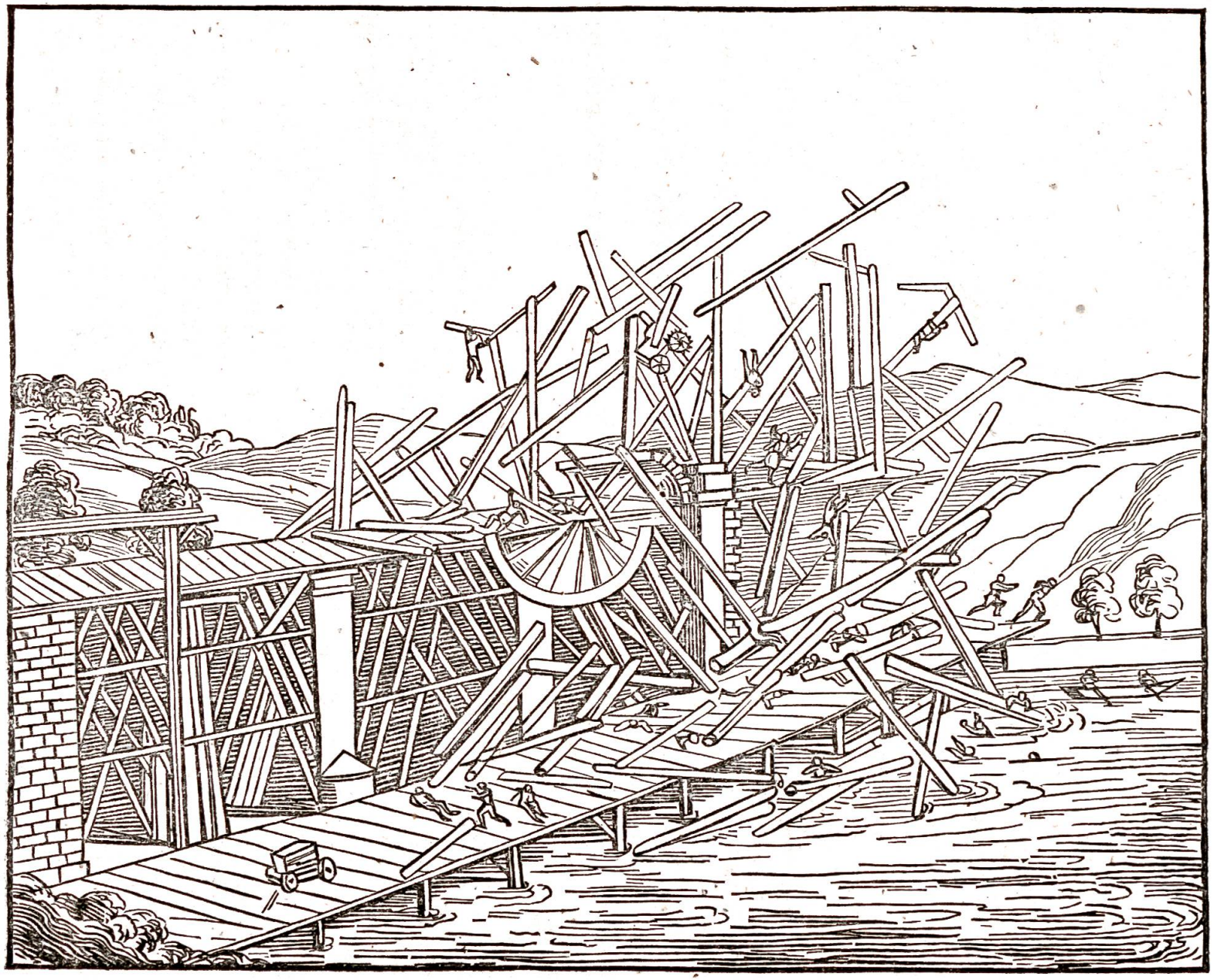
Das schreckliche Unglück bei der Tiefenaubrücke.

(Siehe die Abbildung.)

Freitag den 11. Brachmonat 1847, Nachmittags ungefähr um 2½ Uhr, verbreitete sich in der Stadt Bern die entsetzliche Kunde, das große Bogengerüste bei der im Bau begriffenen neuen Brücke über die Aare in der Tiefenau sei eingestürzt und habe eine große Anzahl Arbeiter mitgerissen und zum Theil getödtet, zum Theil auf gräßliche Art verstümmelt. Nach 4 Uhr wurde diese Trauerbotschaft leider nur allzu sehr bestätigt durch die Ankunft der 15 größern und kleinern Wagen, auf welchen man die Unglücklichen in den Inselspital brachte. Dort war unterdessen zu ihrer Aufnahme und Verpflegung alles auf's beste vorbereitet worden. Aerzte, Wundärzte, Professoren und Studirende der Medicin begaben sich in Masse hin, und leisteten so unverdrossene und kräftige Hülfe, daß binnen 1½ Stunden die 30 größtentheils schwer Verwundeten bereits die nöthige Besorgung und Pflege gefunden hatten. Drei Verwundete verstarben schon vor ihrer Ankunft im Spital und einer unmittelbar hernach; am Leben befanden sich am Samstage noch 26. Dieses vernahm das Publikum durch eine Tags darauf im Intelligenzblatt erschienene Bekanntmachung des Herrn Inselverwalters, worin sowohl den Studirenden der Medicin für ihre thätige Beihülfe als den menschenfreundlichen Wohlthätern, welche auf die erste Nachricht dem Inselspitale feine Leinwand, Charpie, Hemder u. s. w. überschickt hatten, der wärmste Dank ausgesprochen wurde. Gleichen Tags erließ die Armenkommission des Einwohnergemeinderathes an das wohlthätige Publikum die Einladung, milde Beisteuern für die Verunglückten und ihre dürftigen Familien den Herren Geistlichen zuzusenden. Diese Einladung hatte sogleich günstigen Erfolg. Wer auch wollte nicht gerne sein Scherflein zu Milderung des namenlosen Elendes beitragen, welches durch jenes Unglück verursacht wurde! Das Entsetzlichste, die furchtbaren Leiden der Verstümmelten, den unersetzlichen Verlust, den jene hülflose Familie durch den Tod des Hausvaters, diese betagten Eltern durch den Hinscheid des rüstigen Sohnes erlitten, vermag zwar keine menschliche Macht wieder gut zu machen. Aber um so größer soll für diejenigen, welche von dem Unglücke verschont blieben, der Antrieb sein, wenigstens durch einen milden Beitrag die Noth und das Elend der Hinterlassenen oder der zwar am Leben gebliebenen, aber verstümmelten und zum Broderwerb untauglich gewordenen, Arbeiter zu lindern.

An Ort und Stelle hörte man von allen Seiten das Unglück einem furchtbaren Windstoße und Wirbelwind beimessen, welcher das Gerüste bei dem noch nicht vollendeten Ende der Eisenbahn ergriffen und durch die entstandene Erschütterung das ganze obere Gerüst zum Sturze gebracht habe. An's Wunderbare grenzt die Rettung des Unteraufsehers, welcher sich bei dem Krachen des Holzes sofort hinter einen am Rande des Brückenpfeilers befindlichen Stein legte, so daß das ganze ungeheure Gerüst über ihn hinweg in die Aare stürzte, ohne ihn im mindesten zu beschädigen. Aehnlich rettete sich ein Zimmermeister, indem er sich hart

Das schreckliche Unglück bei der Tiefenaubrücke.



an einem festen Balken auf den Boden legte. Am furchtbarsten war die Verwüstung auf dem rechten Aarufer. Dort hingen eben Steine an der Eisenbahnmaschine; eine Menge Arbeiter waren dabei beschäftigt. Die Maschine selbst und die dicksten Balken wurden zertrümmert. Auf diesem Punkte verunglückten 24 Arbeiter zum Theil auf die gräßlichste Weise. Am Samstage wurde noch die Leiche eines der wackersten Arbeiter, der sich durch einen Sprung in die Aare retten wollte aber durch die nachfolgenden Balken niedergedrückt wurde, aus dem Flusse gezogen. Auch fand man dort den Leichnam eines bei dem Brückenbau verwendeten Züchtlings. Bis zum Sonntage verstarben noch mehrere Verwundete im Inselspitale an den Folgen der furchtbarsten Verletzungen.

Auf Montag den 14. Brachmonat, Nachmittags 2 Uhr, wurde das feierliche Leichenbegängniß der acht im Spital Verstorbenen angeordnet. Ein neunter wurde von seinen Verwandten reklamirt, und anderwärts bestattet. Ein Maueranschlag lud das theilnehmende Publikum zu dieser Trauerfeier ein mit der Anzeige, daß zwei Opferstöcke aufgestellt seien um milde Gaben für die Verunglückten und ihre Familien aufzunehmen. Nachmittags 2 Uhr wurden Angesichts von mehrern tausend Menschen die acht Särge zu beiden Seiten des großen Inselportals aufgestellt. Neben ihnen standen die trauernden Verwandten der Dahingeschiedenen. Nun richtete Herr Inselprediger Lehmann von der Treppe herab eine geeignete Anrede an die tief ergriffene Menge.

Nahe an einer Stunde dauerte es nun bis die Anwesenden den Verwandten zum Zeichen ihrer Theilnahme an dem entsetzlichen Verluste die Hand gedrückt hatten. Sodann bewegte sich der lange feierliche Zug hinter den schwarz behangnen Särgen bis zur Grabesstätte im Montbijou, wo zwei Grüfte die Entseelten aufnahmen, die der Tod auf so schaudervolle Weise vereinigt hatte. Hier sprach Herr Gaudard, Helfer am Münster, zu den Anwesenden noch einige warme Worte, deren Eindruck durch den Blick in die schauerliche Todtengruft erhöht wurde.

Seit einer Reihe von Jahren waren wir nicht mehr Zeugen eines so entsetzlichen Unglückes. Der Hinkende Bote, dessen Aufgabe es ist, die wichtigsten vaterländischen Ereignisse zu erzählen, und das Andenken daran im Volke zu befestigen, hielt es daher für Pflicht, seinen Lesern auch das furchtbare Unglück bei der Tiefenaubrücke vorzuführen.

Nun folgt noch das Namensverzeichniß der Verunglückten:

Todt in die Insel gebracht wurden:

1) Ellenberger, Bendicht, von Muri;
2) Gerber, Christian, v. Unterlangenegg;
3) Wirth, Joh. Rudolf, von Ursenbach;
4) Lüthi, Christian, von Rüderswyl;
5) Schmid, Samuel, von Köniz;
6) Widmer, Karl, von Aesche;
7) Nidegger, Ulrich, von Wahlern.

Bis zum 14. verstarben:

8) Loder, Johann, von Graswyl;
9) Mürner, Jakob, von Aesche;
10) Erismann, Jakob, von Rynach;
11) Dürig, Johann, von Krauchthal.

Späther sind noch verstorben:

12) Kiener, Johannn, von Muri, nach 75 Tagen;
13) Schenkel, Heinrich, von Birmenstorf, nach 87 Tagen.

Hergestellt wurden aus dem Spital entlassen:

14) Tomi, Jakob, von Biglen;
15) Häubi, Jakob, von Zollikofen;
16) Wyß, Niklaus, von Zimmerwald;
17) Stähr, Bendicht, von Heimiswyl;
18) Lüthi, Johann, von Münchringen;
19) Hofstettler, Joh., von Guggisberg;
20) Müller, Friedrich, von Hirschthal;
21) Tüscher, Jakob, von Limpach;
22) Frank, Samuel, von Langnau;
23) Aellig, Samuel, von Frutigen;
24) Brügger, Christian, von Biglen;
25) Schafroth, Ulrich, von Röthenbach;
26) Baumgartner, Fr., v. Moosseedorf;
27) Gasser, Kaspar, von Langnau;
28) Arm, Johann, von Biglen;
29) Berger, Christian, von Langnau;
30) Gilomen, Bend., von Scheunenberg;
31) Egli, Bendicht, von Trub;
32) Delacasa, Pasquale, aus Stabio;
33) Kästli, Johann Ulrich, Landsaß;
34) Valli, Felicé, aus Sardinien.

Die lebend in den Inselspital gebrachten genossen darin 1089 Pflegetage.

Von den Wiederhergestellten verließ der erste den Spital nach 13 Tagen (Baumgartner, Fr.); und der letzte nach 102 Tagen (Delacasa). Die meisten erhielten von der hohen Regierung Schuh und Kleidungsstücke nach Bedürfniß, sowie Unterstützungen in Geld sowohl von der Regierung als durch Privatwohlthätigkeit, welche auch den Hinterlassenen der Verstorbenen zu Theil wurde.

Unnöthige Sorge.

Die Tochter des Hauses — der Bote ist verschwiegen und sagt nicht wo — ward mit einem einquartirten Franzosen allzuvertraut; und als er weg war, hatte sie ein lebendiges Pfand seiner Liebe. — Nun hatte sie und ihre Mutter schweren Kummer. Nicht wegen der Schande, denn „du bist nicht die Erste und wirst nicht die Letzte sein," sagte die Mutter! Nicht wegen den Kosten; denn „die Gemeine muß ja helfen." Aber, jammerte Mutter und Tochter, „wer will denn mit dem Kinde französisch sprechen, wenn es größer wird?"

Hudle und Lumpen.

„Ihr seid nicht werth, was wir an Euch gethan haben, sprach ein Franzose zu einem Schweizer. Mit dem Gelde, das wir Euch für Eure Lumpen gegeben haben, könnte man eine Straße von Basel nach Paris pflastern." — „Und wenn man einen Kanal grübe, von Paris nach Basel, sprach der Schweizer, so könnte man ihn mit dem Blute anfüllen, das die braven Schweizer für Euch Hudle vergossen haben." — Der Franzose aber schwieg und gieng seiner Wege.

Das tapfere Mädchen.

Die Geschichte erzählt, und die Lieder preisen's, wie einst zur Zeit des Schwabenkriegs ein wackeres Mädchen im Bündnerlande einen Trupp Oesterreicher mit einer Kelle voll heißer Suppe und mit kecken Worten in die Flucht getrieben habe. Dazu will der Bote nun auf seine Weise ein Gegenstücklein erzählen. In der Nähe einer spanischen Stadt, der Name ist Euch und mir gleichgültig, wurde ein Mädchen, das auf einem Esel vom Markte heimritt, von zwei Räubern überfallen. Es hatte geräuchertes Schweinefleisch in die Stadt geführt, wofür es ein hübsches

Sümmchen heimtrug. Unsere Nannita, so hieß das Kind, erschrack nicht, sondern griff rasch in den Schnappsack, wo sich noch eine letzte Wurst befand. Diese flugs herausziehend hielt sie sie dem einen Räuber auf die Brust, und schrie: „Pack dich, Schurke, oder ich schieße.“ Der Kerl, der nicht Liebhaber von Kugeln war, machte keine lange Untersuchung über die Art Pistolen, deren Mündung er an seinem klopfenden Herzen fühlte, sondern kehrte rechtsum und nahm den Reißaus. Als sein Kamerad ihn so hastig davon laufen sah, so lief er ihm noch hastiger nach, und Nannita war gerettet.

Die Wasserscheu.

Hansli ließ sich einst an einem Märit, als er noch ein junger Springinsfeld war, aus Muthwillen von einer Zigeunerin wahrsagen. Die verhieß ihm eine hübsche Frau und ein Häuflein Kinder, und noch mancherlei gar Schönes und Gutes; aber setzte sie mit ernster Miene hinzu, nimm dich in Acht, oder du wirst deinen Tod im Wasser finden. Hansli bezahlte die Bettlerin, pfiff sein Liedchen und sprang auf den Tanzboden. Sogleich leuchtete ihm unter den Tänzerinnen ein wunderliebliches Mädchen in die Augen, das er noch nie gesehen hatte. Das muß deine Frau werden, dachte Hansli, das Bettelweib hat dir's nicht umsonst prophezeit. Er läßt sich mit dem Mädchen an, wird von demselben freundlich aufgenommen, begleitet es heim und führt's sobald die Verkündung vorüber ist mit sich nach Haus. So ist die erste Prophezeiung erfüllt und Hansli ist so glücklich, daß ihm alle Bott das Wasser in den Mund läuft und er die Füße nicht nebeneinander still halten kann. Auch die zweite Prophezeiung geht nach und nach in Erfüllung. Ein Hanseli und ein Aenneli, ein Fritzeli und ein Bäbeli, und noch manch anderes — li springen in der Stube herum, und sitzen beim Imbiß mit glänzenden Augen am Tisch und beten im Kehr das Unservater und Speis Gott. Auf einmal fällt's dem Hansli ein, jetzt könnte die dritte Prophezeiung auch noch in Erfüllung gehen. Er erschrickt, wird trübsinnig und hässig, so daß ihn die Seinen nicht mehr erkennen. Er sinnet und sinnet, wie er dem bösen Schicksal entrinnen könne. Auf einmal fällt ihm ein Mittel ein, und er wird wieder froh und heiter, desto trauriger und hässiger aber seine Frau, welche noch immer recht hübsch und jugendlich aussah. Er hatte sich nämlich entschlossen, dem Wasser für immer abzusagen, und nicht nur über keine Brücke und in kein Schiff zu gehen, sondern auch keinen Tropfen Wasser mehr zu trinken. Da Hansli aber doch bisweilen durstig war, so trank er Wein, und je mehr er trank, desto durstiger wurde er, und endlich war der Wein nicht mehr gut genug, es mußte Brönz sein. Nun giengs aber nicht gar lang, so zog sich Hansli durch sein unmäßiges Trinken eine Wassersucht zu, an der er nach langen Aengstigungen elendiglich sterben mußte. Und so war auch die dritte Prophezeiung in Erfüllung gegangen; aber durch seine eigene Schuld.

Unser Hergott meint es gut,
Giebt uns Glück und Segen,
Hält uns treu in seiner Hut
Stets auf allen Wegen.
Aber ist's uns gar zu wohl,
Werden wir vom Glück oft toll,
Und statt fromm zu danken,
Brechen wir die Schranken,

Treiben's unwirsch aus dem Haus,
Werfen's gar zum Fenster aus.
Und wir rathen hin und her,
Wer an allem Ursach wär'.
Alles eher nur nicht wir,
Hexen, Mißgunst, Ungebühr!
Endlich ist es ohne Zweifel
Gar noch selbst der arge Teufel.

Kurz und gut.

Der Joggeli mochte gern über andere Leute spotten; und als er den lahmen Peter begegnete, blickte er auf sein krummes Bein, und fragte ganz spöttisch: „wie geits Peter? wie geits?“ Und Peter sagte: „so wie du g'sehst!“ Und das war den Nagel auf den Kopf getroffen, denn Joggeli hatte nur Ein Auge.

Grabschrift eines Geizigen.

Hier liegt Herr Schabehans, der nichts umsonst gethan.
Es schmerzt ihn, daß man dieß umsonst hier lesen kann.

Grabschrift einer Frau.

Wie theuer war mir die Frau, die ich allhier begrabe!
Sie kostete mich fast mein ganzes Haus und Habe.

An einen Geizigen.

Ich dich beneiden? Thor! Erspar', ererb', erwirb';
Hab' alles, brauche nichts; laß alles hier und — stirb.

An den Hinkenden Boten.

Ei! Alter Gauch! Was quälst du dich
Um witzige Gedanken?
Es wird am Ende sicherlich
Dir Niemand darum danken.

Worte zu rechter Zeit sind goldene Aepfel in silberner Schale.

In Sachsen ist's geschehen, daß ein Landpfarrer nach Hause wanderte. Es dunkelte schon und noch war er nicht daheim! Da trittet auf einmal ein großer, starker Mann ihm in den Weg, und fragt mit barscher Stimme: „Herr! hat er Geld?“ Nein, sagt der Pfarrer mit fester Stimme, tritt dann einen Schritt zurück, und spricht, als stünde er auf der Kanzel: „Dein Lebenlang habe Gott vor Augen und im Herzen, und hüte dich, daß du in keine Sünde willigest und thuest wider Gottes Gebot.“ Der Mann ist betroffen; und obschon er den Pfarrer gewiß nicht darum angesprochen hatte, um einen frommen Spruch zu hören, so fand das gute Wort doch eine gute Statt bei ihm. Er sagte: „Sie haben Recht! Gute Nacht! schlafen Sie wohl.“ Damit machte er rechtsumkehrt und geht seiner Wege.

Es machen's nicht alle so, die auf Stehlen los sind.

Auch genug.

Das leichtsinnige Mädchen.

Es ist doch gar verflucht, mir so die Ehre zu rauben.
Sie sagen, zwei Kinder die hätt' ich schon.

Ein Nachbar.

Die Leute reden viel! Man muß nicht alles glauben.
Ich glaube nur die Hälfte davon!

Alter schützt vor Thorheit nicht, und Jugend nicht vor Narrheit.

Der hinkende Bote stolperte letzthin in X. auf dem Märit herum und machte trübselige Betrachtungen über die kleinen Herdöpfelkörbchen und die großen Kaufpreise, über die bleichen Gesichter der kaufenden Mütter und über die hungrigen Augen der gaffenden Kinder; da hörte er zufällig folgendes Gespräch zwischen einer alten Weibsperson, die ihm so häßlich schien, als die sieben Todtsünden, und einem jungen, rüstigen, rothbackigen und recht schmucken Baurenbürschlein. Der Bote will Niemand verrathen, wenn er die Leute schon wohl kennt, denn es ist ihm bange um sein hölzernes Bein. Wie wollte er fliehen, wenn die Männer mit Stöcken und Steinen, oder gar die Weiber mit ihren Zungen hinter ihn kämen? Darum nennt er jenes alte Weib nur geradezu Bäbi und den jungen lustigen Burschen Hansli.

Bäbi. Eh! Goggrüeß-di, Hansli. Bisch o da. I glaub bim Tüüner du heigisch Öpfel feil.

Hansli. He, wid' g'sehst. Mer hei es baar ungradi Granggeli g'ha, u du ha-n-i denkt, i well se z'Märit trage; es gält jez alles sy Prys, i chönn vielicht no gar e Schick mache.

Bäbi. He z'Düüner o! ja chast e Schick mache, u das no e schöne!

Hansli. Mit myne Öpfle?

Bäbi. He nei, das nid; aber mit mir. Grad wo-n-di g'seh ha, isch mer z'Sinn cho, du söttisch doch wybe, du wärisch afe alte gnue.

Hansli. Diner Meitleni hei ja all Manne.

Bäbi. He, aber i ha kene meh. Si hei mer der Christi letste Summer use treit. He, du must nid so führnehms thue. Du hest wohl o verno, wie-n-er vome-n-e Chirsbaum abe gheit isch. Si hei mer ne halbtodte hei bracht. Er het e ganz zerschlagne Gring g'ha, u het nit meh lang g'macht. Das isch es Luege g'si. Her Jisis, wie han-i so läß tha. Aber es het nüüt g'hulfe, er ist i Gotts Name verreiset, und sider bin-i Wittwe.

Hansli. Wie mänge hesch scho g'ha?

Bäbi. He i bi scho mit vierne g'schlage g'si. Aber der Christe-n-isch der Best vo-n-allne g'si. S'ist mer gar z'übel gange. Er het mer es Hüüsli zuebracht, u dernebe-n-isch er freine g'si, u het mer nüüt versoffe; i ha-n-ims aber o nit zugla.

Hansli. Aber Bäbi, muesch z'Hüsli nit mit de Chinge theile?

Bäbi. He wol! aber i ha vo däm ume zweu, u dä wäg blybe mer geng no zwühundert Chrone. Drum Hansli chöntisch e Schick mache, wed' mi nähmtisch.

Hansli. I wott mi nadisch no drüber b'sinne.

Bäbi. He, mach nid lang. Lue, Hansli, uf Sant Johanni muß i us em Hüüsli. I ma neue ke anderi B'huusig sueche, es schickt mer si nüüt. Du sött'sch mi nä; i chönnt de grad zue der cho.

Die Fortsetzung dieses Gespräches hörte der Bote nicht mehr, weil ein paar Buben um einen Apfel zankten. Aber, was er hörte, war, daß der Herr Pfarrer am nächstfolgenden Sonntag den Hansli und das Bäbi vom Kanzel verkündete, und daß die Kilchenleute pfupften und husteten, daß es kein Ende haben wollte.

Bei diesem Anlaß gedenkt der Bote noch an eine andere Geschichte, die man ihm vor Kurzem in seinen Botensack geschoben hat. Es war nämlich nicht weit von einer Stadt im Seelande auch so ein zwänzigjähriger Tropf, der sich in eine häßliche, sechszigjährige Jungfer verliebte, die noch dazu kein Häuschen und keine 200 Kronen, und kurz, wie man sagt, hinten und vornen nichts hatte. Der lustige Bräutigam war einmal zu lustig und guckte so tief in's Glas, daß, als er zu seiner triefäugigen Jungfer Braut kam, diese ihm durch die Brille gar bald seinen ungebührlichen Zustand ansah. Nun begann sie ihre Erziehung, gab ihm eine tüchtige Ohrfeige, kapitelte ihm recht handfest ab, und drohete, ihn fortzuschicken. Was hättest du gethan, lieber Leser? ich denk du hättest hurtig zugegriffen, und hättest die Jungfer Braut beim Wort genommen. Aber du irrst dich, das that der zärtliche Bräutigam nicht. Er fiel vor der erzürnten Bußpredigerin auf die Knie und rief: O nur das nicht, nur das nicht! sonst werfe ich mich i d'Schiiß, wo sie am tiefsten ist.

Das Alter schützt vor Thorheit nicht,
Vor Narrheit nicht die Jugend.
Wie manchmal bringt ein jung Gesicht
Uns nicht um Geld und Tugend!
Und sollt es einst ein altes thun,
(Der Fall ist freilich selten),
So laßt die Sache auf sich ruh'n,
Und hütet euch vor Schelten.
Ein Jeder hat sein Bündelein
Voll Narrheit keck zu tragen;
Es möcht' der Esel, nicht gar fein,
Dem Esel Langohr sagen.

Die Religionsgefahr.

Ein eifriger Schullehrer, dem es daran gelegen war, daß die Kinder auch zu Hause eine nützliche Beschäftigung hätten, damit sie an Winterabenden weniger Zeit hätten auf die thörichten Geschwätze der Spinnweiber, oder auf die leichtfertigen Scherze der Knechte und Mägde zu hören, gab ihnen regelmäßig einige Aufgaben mit nach Hause, die sie am folgenden Tag ausgearbeitet in die Schule bringen sollten. Nachdem er unter Anderem einst eine Rechnung aufgegeben hatte, brachte am Morgen ein Knabe, nicht die Rechnung, sondern folgenden Brief seines Vaters an den Schullehrer:

„Guete Tag — läng, länger am längsten, düng, dünger am dümmste und selig rechnige bruchst nüüt hei z'schiken, es ist nöthiger, die Kinder leri zuerst lese, als so stürmen und dampen und würdi di besti Religion sey."

Wo der dicke Unverstand
Auf zwei Beinen geht durch's Land;
Da mag lang der Lehrer bauen,
Wirst doch nichts als Esel schauen.
Wie der Vater, so der Sohn,
Das ist stets der Dummheit Lohn.

Die Hochzeit unter vier Augen.

Ein einäugiger Junggesell hatte sich ein einäugiges Mädchen zur Braut auserkohren. Der Pfarrer, der dieß Päärchen einsegnen sollte, hatte im benachbarten Dorfe einen Freund der dort Pfarrer war, und auch nur an einem Auge sah. Zu dem schickt er in aller Eile einen Expressen, und läßt ihn zu sich bitten, weil ihm etwas vorgefallen sei, daß er ein harrendes Päärchen nicht einsegnen könne. Im Schweise seines Angesichts

langt der Freund an, und zieht mit den Hochzeitleuten in die Kirche. Als Zeuge wohnt der Sigrist der Kopulation bei; dieser aber hatte auch nur ein Auge, und so wurde diese Ehe unter vier Augen geschlossen; aber ehrbarer als manche andere, die unter vieren ist gesegnet und nachher unter achten ist geweihet worden.

Willst du den Gatten stets beglücken,
So must du oft ein Aug zudrücken.
Hast du nur eins, und drückst es zu,
So hast du Fried' im Haus und Ruh.

Züge aus dem Krieg *).

Der hinkende Bote ist zwar nicht selbst in den Krieg gezogen, denn obschon ihm dazu das Herz nicht fehlte, so fehlt ihm doch das Bein. Mit einem hölzernen Bein kann man weder rasch vorwärts marschiren, wie's im letzten Kriege geschah, noch schnell genug retiriren, wenn allenfalls die Noth an den Mann kömmt; darum hat sich der hinkende Bote dießmal hinter den Ofen gemacht und hat fleißig die Zeitungen gelesen. Er ist nun wohl verrufen, er habe ein böses Maul, und hänge den Leuten gerne etwas an. Mag sein, wenn sie's verdienen. Aber wo er etwas Löbliches hört, da ist er auch gleich bereit, nicht nur es in den Botensack zu schieben, sondern zu rechter Zeit auch wieder daraus hervorzunehmen und unter die Leute zu bringen. So hat er nun allerlei gehört und gelesen vom letzten Krieg, und möchte einiges davon auch seinen Lesern mittheilen und ihnen dabei zurufen, was der Baumeister der großen Kirche zu Bern an dieses Prachtgebäude gesetzt hat: „Mach's nach!" nämlich, will's Gott! nicht sobald, aber wenn von neuem böse Umstände es erfordern würden.

1) Es wird uns erzählt, daß im Jahr 1529 die fünf katholischen Kantone um der Religion willen gegen die Zürcher an der Grenze lagen. Auf einem Vorposten trafen die Schwyzer mit den Zürchern zusammen. Die Schwyzer hatten Milch, die Zürcher Brod. Da wurde der Milchnapf mitten auf die Landmark gestellt; man brockte ein, und die feindlichen Krieger, die das Bruderblut nicht verläugnen konnten, legten sich in's Gras und aßen im besten Einverständniß unter Heiterkeit und Scherz das bescheidene Mahl.

Dazu haben wir nun in der letzten Zeit ein Gegenstück vernommen. An der Grynauer-Brücke riefen die Schwyzer-Vorposten den eidgenössischen herüber: „Wir haben kein Brod, könnt ihr uns nicht geben?" Wir wollen sehen, antworteten die Thurgauer. Im Nachmittag brachten diese einen tüchtigen Korb mit Brod, und einen wohlversehenen Flaschenkorb mit Wein mitten auf die Brücke, und riefen nun den Schwyzern zu: „kommt, Brüder, hier ist, was Ihr verlangt." Und nun begann man miteinander zu essen und zu zechen und vergaß Krieg und Haß und aller Hader war verschwunden.

(Siehe die nebenstehende Abbildung.)

2) Der einzige Sohn eines wohlhabenden Mannes liegt am Fieber krank, als er das Aufgebot erhält; er kann nicht fort. Da zieht der Vater die Uniform an mit den Worten: das Vaterland kann jetzt keinen Mann entbehren, und eilt zum Sammelplatz seines Bataillons.

*) Eine gedrängte zusammenhängende Darstellung des Sonderbundskrieges folgt weiter unten mit einer großen Abbildung aus dem Gefechte bei Gislikon. Hier erzählen wir bloß ein paar vereinzelte Züge, deren Andenken aufbewahrt zu werden verdient.

Kommt, Brüder, hier ist, was Ihr verlangt.

Eine Mutter kann den Sohn fast nicht in den Krieg ziehen lassen; sie hält ihn fest umschlungen und weint. Auch dem Sohne entfallen einige Thränen; da tritt der Vater hinzu und ruft: Sohn, wenn dir das Scheiden so weh' thut, so zieh deine Uniform aus, und gib mir sie. Ich gehe an deiner Statt.

Ein in Nordamerika ansäßiger Schweizer ist gerade auf einer Geschäftsreise in Paris, als er den Kriegsbeschluß der Tagsatzung vernimmt. Ungesäumt bricht er auf, kömmt in die Schweiz und stellt sich als Freiwilliger, indem er ausruft: die Schweiz ist mein Vaterland, da möcht' ich sterben.

3) Unter mehrern Zügen persönlicher Tapferkeit will der Bote folgende anführen. In dem Gefechte bei Lunneren richtete ein Artillerist eben eine Kanone, als ihn eine feindliche Kanonenkugel am Bein streifte. Er ließ sich dadurch aber in seinem Geschäfte nicht im Geringsten stören, sondern fuhr in seinem Eifer fort, bis das Geschütz die rechte Richtung hatte. Dann erst erhob er sich und sah nach seinem blutenden Bein. Ein Trainsoldat, dem das Pferd erschossen worden war, nahm demselben im dichtesten Kugelregen so bedächtlich und kunstgerecht das Geschirr ab, wie wenn er zu Hause vor der Stallthüre gestanden, und so eben vom Ackerieren heimgekommen wäre. — Der Feldarzt sah sich vergeblich nach Leuten um, die bei ihm hinter der Linie geblieben wären, um die Verwundeten zu besorgen. Alles wollte vorwärts, in den Kugelregen, Alles wollte Antheil nehmen am Kampfe. Ein Scharfschütz hatte vier Kugeln im Leibe, allein er schoß dennoch beständig fort. Ein Infanterist hatte einen tödtlichen Schuß bekommen. Er sank in die Kniee; aber noch so schoß er zweimal seine Flinte ab; dann sank er um und starb.

Im Kampfe am Rothenberg lag ein Offizier am Schenkel verwundet auf dem Schlachtfelde. Unter dichtem Kugelregen hob ihn ein Soldat auf seine Schultern und trug ihn davon. Während er so beschäftigt war mit diesem Werke wahrer Menschenliebe, erhielt er zwei Kugeln in seinen Tschakko, eine Kugel zerriß ihm den Tragriemen des Habersacks und eine vierte Kugel traf die Säbelkuppel. Diese bösen Vögel pfiffen ihm wohl immer: „Lauf und laß ihn liegen, lauf und sei ein Schuft.“ Aber er hörte einen andern Ton, der sang in seiner Brust: „Lieber todt als von Scham und Schande roth;“ und der Brave rettete den Verwundeten.

Ein Scharfschütze hatte eine Kugel in den rechten Schenkel erhalten; allein er fuhr fort zu schießen, bis er eine zweite Kugel in den andern Schenkel bekam, und umfiel.

4) Einige Soldaten hatten mehrere Landstürmer gefangen genommen. In unmenschlicher Wuth drangen sie auf dieselben ein und wollten sie mit den Bajonnetten niederstechen. Einer war bereits verwundet. Alles Zureden, alles Bitten der Offiziere half nichts. Da sprang der Feldprediger herzu, stellte sich vor die Gefangenen und rief: „Zuerst durch meine Brust, und dann auf diese.“ Durch dieß kräftige Benehmen ihres Geistlichen ließen sich die Wüthenden von einem Verbrechen abhalten, das sie wohl in ihrem ganzen Leben bitterlich bereut haben würden.

Kugelregen böse Saat!
Wer was zu verlieren hat,
Der sei wohl auf seiner Hut,
Sonst verliert er Hab und Gut.
Kugelregen ist nicht Spaß,
Säet Feindschaft, bittern Haß,

Säet Zorn und blut'ge Rach',
Schimpf und Schande, Spott und
Schmach,
Säet Feuer, Schwert und Raub,
Macht die klügsten Ohren taub.
Kugelregen Thränensaat!
Wer den Freund im Felde hat
Zittert, bebt und bittet sehr,
Weint auch wohl ein Thränenheer;
Wenn der Freund im Todtenkleid
Wird gebracht in großem Leid,
Mischt er bitt're Thränenfluth
Mit des Freundes treuem Blut.
Kugelregen Heldensaat!
Wer ein Herz im Busen hat,
Steht für Recht und wanket nicht,
Fürchtet Gott und thut die Pflicht.

Radikales Mittel wider die Bettler.

Daß selbst Könige radikal sein könnten, hätte ich nie geglaubt, bis ich in einer Reisebeschreibung gelesen hatte, wie radikal der König von Solo auf der Insel Java mit den Bettlern seiner Hauptstadt verfährt. Er selbst hat 100 Zwerge zu seiner Leibwache, und viele tausend Tagdiebe zu seiner Bedienung, die den Schweiß des Landes aufzehren, und manch redlich Bäuerlein zum Bettler machen. Nun geschieht es manchmal, daß das arme, ausgesogene Bettelvolk in die Hauptstadt kömmt, um von den Brosamen zu leben, die einst von ihrem eigenen Tische gefallen sind. Wenn nun diese Leute dem Könige lästig sind, so ladet er sie auf eigens dazu eingerichtete Schiffe, mit dem Vorgeben, dieß brodlose Volk in eine treffliche Versorgungsanstalt bringen zu lassen. Mitten auf dem Flusse wird plötzlich von einem Beamten ein Zeichen gegeben; ein Laden öffnet sich am Schiffe, das Wasser dringt herein, und mit Jammergeschrei und unter vergeblichem Hülferufen müssen alle ertrinken.

Dieß ist radikale Abhülfe, aber nicht christliche. Die christliche ist ebenso radikal, sie heißt: bet und arbeit, so brauchst du nicht zu betteln; und segnet dich Gott, so segne du auch deinen Bruder.

Iß dein Stücklein Brod im Frieden,
Das der Himmel dir beschieden;
Hast du's, trink in Dank und Ruh
Auch dein Gläschen Wein dazu.
Aber klopft an deiner Thür
Wohl ein Armer für und für,
O dann ruf' ihn schnell herein,
Theile mit ihm Brod und Wein.
Thust du's freudig, o dann hast
Du den lieben Gott zum Gast.

Das Testament.

Ein Edelmann in Rom hatte zwei Söhne, von denen er einen liebte, den andern haßte; warum, weiß ich nicht, vielleicht giengs ihm eben so. Den einen wollte er daher zum Universalerben einsetzen, während der andere keinen rothen Heller bekommen sollte. Dieß vernahmen die Brüder, und beschlossen nun, als wackere junge Leute, daß sie sich in keinem Falle an das Testament des Vaters halten, sondern das Erbe als Brüder redlich theilen wollten. Der Vater darüber aufgebracht, enterbte nun beide und machte die Bestimmung, daß sein ganzes großes Vermögen demjenigen Priester gehören solle, der am Tage seines Begräbnisses, in der Kirche, in welcher der Trauergottesdienst für ihn gehalten würde, die Frühmesse lesen würde. Das Testament wurde bei einem Notar hinterlegt. Kurz nachher starb der

Edelmann, und der Notar öffnete nach römischer Sitte das Testament. Ueber seinen Inhalt betroffen, eilt er noch Abends spät zum Papste, und zeigte diesem die Verordnung. Am folgenden Tage schon sollte der Trauergottesdienst gehalten werden, also war keine Zeit zu verlieren Der Papst nahm das Testament und entließ den Notar. Am folgenden Morgen noch vor Tagesanbruch eilte er selbst zu der bestimmten Kirche, ließ sich dieselbe öffnen und las die Frühmesse, und so war er der gesetzliche Erbe. Das war ein rechter Pfaffen- und Jesuitenstreich, nicht wahr? Aber nur Geduld! Der Papst ließ die zwei enterbten Söhne des herzlosen Edelmannes vor sich kommen, zerriß vor ihren Augen das Testament, übergab ihnen ihr väterliches Vermögen und sprach: „nehmt hin was euer ist.“ Nein, das ist kein Jesuitenstreich, sondern eine schöne christliche That. Gehe hin, und thue desgleichen!

Etwas aus dem Hungerwinter.

Wir gedenken gerne guter Zeiten und freuen uns oft noch in der Erinnerung derselben lange nachher. Aber auch böser gedenken ist gut, damit wir nicht vergessen, daß Speis und Trank sich nicht erzwingen läßt durch Müh und Arbeit, sondern daß aller Segen von oben kömmt. Auch im Vaterland war theilweise große Noth und viel Elend; aber im Vergleich mit andern Ländern hatten wir es doch noch sehr gut. In Schlesien und Galizien, zum Beispiel, lebten viele noch im Brachmonat des Jahres 1847 von nichts anderem als von Gras und Wurzeln. Die Menschen wurden gelb, schwollen auf und starben oft plötzlich. Binnen vier Tagen wurden in einer einzigen Gemeinde 44 Personen begraben. Den 14. Brachmonat lagen daselbst bei der Kirche 31 Leichen. Ein Bauer brachte seine todte Frau, seine verstorbene Mutter und sein krankes Knäblein auf den Kirchhof. Als man ihm sagte das Kind sei ja nicht gestorben, antwortete er: „grabt ihm nur sein Grab, es muß verhungern, wie seine Mutter und Großmutter.“

In Irland aber war das Elend eben so groß, wenn nicht noch größer. Wir wollen nur einige Beispiele anführen. Ein Reisender klopfte an eine Hütte; Niemand öffnet. Endlich stößt er die Thüre auf und sieht mit Schrecken drei todte Personen da liegen, die verhungert waren, und keine lebende Seele war im Hause. In der nämlichen Gemeinde starb eine Frau und blieb mehrere Tage unbeerdigt liegen, weil Niemand die Kraft hatte, sie auf den Kirchhof zu tragen. Bald verhungerten auch ihre drei Kinder und zuletzt starb auch der Vater. So starben viele Familien ganz aus. Kein Glied blieb das die Leiden der Todten hätte erzählen können. Der Hunger gieng auch auf die Thiere über. Ein Mann, wahrscheinlich schwach vor Hunger, wurde von den Hunden auf dem Felde angefallen und aufgefressen. Es starben so viele oder mehr Menschen, als in den Zeiten der Pest oder Cholera. Viele verweseten unbegraben; viele wurden zu 20 bis 50 in große Löcher geworfen und mit Erde zugedeckt. In der Gegend von Cloyne sind über 5000 Personen Hungers gestorben. In der Ortschaft Bridgetown lagen von 300 Personen 85 krank an dem Hungerfieber. In einem Hause fand ein mildthätiger Christ, welcher jenen Ort besuchte, um so viel möglich zu helfen, in einem Hause den Leichnam eines Mannes, der schon in Fäulniß übergieng, und das ganze Haus verpestete.

Zu seinen Füßen lagen ein Mädchen, das von Schmerz stöhnte, und ein Knabe, der von Fieber rasend war. Die Mutter war halb nackt, und sagte, sie habe keine Kleider, sie hoffe aber, der Sarg werde ihr nächstes Kleid sein. In der anstoßenden Hütte waren vier Personen verhungert. In einer andern Hütte war die ganze Familie, Vater, Mutter und sechs Kinder nackt, und rangen mit dem Hunger. Nebenzu wohnte eine Familie von 8 Personen, die in den letzten drei Tagen nur einmal etwas zu essen bekommen hatte. Wieder in einer andern Hütte war von der ganzen Familie nur noch eine Frau am Leben, die auf einem Bündel Stroh lag, und dem Tode ebenfalls nahe war. Anderswo waren nur noch zwei Kinder am Leben; bei dem einen, das erst zwei Jahre alt war, drangen in Folge des Hungers die Beine durch die Haut. — Ich weiß noch vieles und könnte noch vieles erzählen; aber ich denke, lieber Leser, du habest übergenug, und dankest Gott, daß er es mit dir und den Deinen gnädig gemacht hat.

Der fleißige Student.

Herr Veit schrieb einstens seinem Sohne,
Der auf der hohen Schule war:
„Man sagt dir nach zum Spott und Hohne,
„Du seist ein Nichtsnutz ganz und gar.
„Du sollst die Wissenschaften pflegen,
„Und stets dich auf die Bücher legen.
„Herr Vater, schreibt der lose Bube,
„Sie haben jetzt, wie immer recht.
„Von nun an bleib ich in der Stube,
„Da schmeckt das Bier mir ebenrecht.
„Die Bücher bracht' ich unter's Bette,
„Und lieg' nun drauf an dieser Stätte."

Eine seltsame Geschichte.

Lord T. mußte eine Reise unternehmen. Er übergab die Aufsicht seines Hauses in London einer Magd, sein Silberzeug aber, das von sehr hohem Werthe war, wurde bei der Staatsbank aufbewahrt. Nach einiger Zeit kam ein Brief an, worin gemeldet wurde, der Lord würde an dem und dem Tage wieder eintreffen und wünsche, daß das Silberzeug den Abend vorher von der Bank zurückgefordert und zu seinem Gebrauch in Bereitschaft gehalten werde. Die Magd, welche diesem Befehle nicht recht traute, trug den Brief zu des Lords Bruder, welcher versicherte, er kenne die Handschrift recht gut, es sei die seines Bruders. Auf der Bank war man ebenfalls dieser Meinung und lieferte das Silberzeug ohne Schwierigkeit aus.

Die Magd aber konnte eine geheime Unruhe nicht überwinden, sie fürchtete Diebe, und sprach deßhalb mit ihrem Fleischer, der ihr einen starken Hund lieh, welcher nun in dem Zimmer eingeschlossen wurde, wo sich das Silberzeug befand. Am nächsten Morgen fand man einen Todten in diesem Zimmer, dem der Hund die Kehle zerbissen hatte. Der Todte aber war, wie sich bei der Untersuchung ergab, der eigne Bruder des Lords. Die Sache wurde niedergeschlagen und man verbreitete das Gerücht, er sei auf's feste Land hinübergegangen.

Gute Antwort.

Ein Amerikaner und ein Irländer ritten miteinander an einem Galgen vorbei. Der Amerikaner, der sich mit dem Irländer einen Spaß machen wollte, sagte zu ihm: „Wo würden Sie sein, wenn der Galgen hätte,

was ihm gebührt?" — „In der Einsamkeit, entgegnete der Irländer, denn ich würde allein reiten."

Hohes Alter.

Der Mensch lebet 70 Jahr, und wenn's hoch kommt, so sind's 80 Jahr, sagt Moses im 90sten Psalm, und das ist ganz richtig, wenn wir das menschliche Leben im Allgemeinen betrachten; aber es ist keine Regel ohne Ausnahme, sagt das Sprichwort. Der hinkende Bote ist zwar auch schon ein alter Mann, und eine Zigeunerin mit schönen schwarzen Augen hat ihm prophezeit, er werde so lange leben, wie Ahasverus, der ewige Jude. Aber so alt ist er doch noch nicht, wie der Soldat Lukas Brissiac, der unlängst in Triest verstorben ist. Er war geboren im Jahr 1731 in derselben Stadt, und hatte 96 Jahre lang als Soldat gedient. Im siebenjährigen Kriege stand er bereits im österreichischen Heere; und noch im höchsten Alter erzählte er von der schönen Kaiserin Maria Theresia, der Mutter Josephs II, die er in Wien gesehen hatte. Bis an seinen Tod trank er mäßig Wein, und schmauchte sein altes Pfeifchen. Er war stets heiter, und genoß, bis auf seine kurze Todeskrankheit, einer ungestörten Gesundheit.

Willst im hohen Alter nicht
Nur durch Brillen sehen,
Willst du hören, was man spricht,
Nicht an Krücken gehen;
So sei mäßig und sei weise
In dem Scherz, in Trank und Speise.
Willst im hohen Alter nicht
Vor dem Grab erbeben,
Nicht erzittern vor'm Gericht
In dem künft'gen Leben;
So sei treu in jeder Sache,
Fürchte Gott und bet' und wache.

Die langen Gesichter.

In einer Schweizerstadt kam bald nach der Uebergabe Freiburgs ein Herr, der als ein Freund der Besiegten bekannt war, auf eine Barbierstube und ließ sich rasieren. Er hatte immer einen Batzen bezahlt; jetzt aber forderte ihm der Barbier 2. Ganz verwundert fragte der Herr, ob denn auf einmal das Barbieren theurer geworden sei? „Ja wohl, antwortete der Künstler, seit dem die Gesichter so lang geworden sind, kann ich's nicht mehr um den gleichen Preis machen.

Die Thiere als Wetterpropheten.

(Fortsetzung von frühern Jahrgängen.)

Es giebt Wetterpropheten auch unter den Amphibien, und welche Thiere man so nennt, merkt der Leser aus Folgendem:

1) Die Kröte, Krott, zeigt baldigen Regen an, wenn sie Tags aus ihrem feuchten Schlupfwinkel hervor kömmt, und in den Wegen herumkriecht.

2) Wenn der Wasserfrosch schreit, so zeigt das nicht eben anderes Wetter an, wohl aber eine anhaltend schöne Witterung, wenn er bei heiterem Wetter sich viel hören läßt.

3) Von dem Laubfrosch machen manche Leute viel Wesens, als sei er ein vorzüglicher Wetterprophet. Im Freien ist er das aber nicht. Und hält man ihn in einem Gefäß mit Wasser in der Stube, so läßt ihn sein künstlicher, enger und beschränkter Aufenthalt, Mangel an Nahrung, Krankheit u. dgl. wohl auch manches thun, woraus nicht viel zu schließen ist.

4) Die grüne Eidechse (Heidochs) zeigt meist ein Gewitter an, wenn sie bei Sonnenschein ängstlich zwischen dürrem Laube herumkriecht, und sich in Löcher verkriecht. Hingegen verkündet sie, wenigstens für einen Tag, sicheres schönes Wetter, wenn sie auf Büsche und Bäume steigt.

5) Die Schlange, die man am häufigsten antrifft, ist die Ringelnatter. Sie liegt bei gutem Wetter gerne an der Sonne, an Wegen, und verbirgt sich, wenn man ihr nahe kommt, so geschwind sie kann. Liegt sie aber träge wenn man ihr nahet, so daß man fast auf sie tritt, ehe sie fortgeht, oder sucht sie unruhig Gärten und Misthaufen auf, so erscheint bald ein Gewitter. Ebenso die Blindschleiche.

Von den Fischen wissen die Fischer auch mancherlei Wetterzeichen zu nennen. Der Bote bekennt aber aufrichtig, daß er kein Fischer ist und sich auf diese Thiere nur dann etwas versteht, wenn sie gekocht auf dem Tische stehen. Indessen weiß man, daß wenn sie hoch schwimmen, und häufig aus dem Wasser springen, nämlich bei schönem Wetter, dann bald Regen, vorzüglich Gewitter, folgt. Beim Regenwetter hat aber ihr Springen nichts zu bedeuten.

Die Insekten müssen nach der Beschaffenheit ihres Körpers, ganz besonders alle Veränderungen in der Luft empfinden. Nicht nur sind viele von ihnen sehr zart gebaut und mit einer dünnen Haut bekleidet, sondern ihr ganzer Leib ist voll kleiner Luftlöcher, die sie also für jede Veränderung in der Luft sehr empfindlich machen. Diese merkwürdigen Thiere sind in dieser Hinsicht noch nicht genug beobachtet, und ist noch viel an ihnen zu lernen. — Merkt etwa Folgendes:

1) Fliegt der Maikäfer bis spät in die Nacht hinein lustig herum, so ist kein Regen vorhanden.

2) Der Roßkäfer (Mistkäfer) fliegt ebenfalls viel und lustig am Abend herum, wenn den andern Tag schön Wetter sein will. Eben das giltet von dem Hornschröter (Donnergug), der auch nur bei anhaltend schönem Wetter Abends herumfliegt.

3) Die grüne Heuschrecke (der Heustüffel) hört gemeiniglich vor dem Regen auf zu singen.

4) Regen, Gewitter, oder starken Wind zeigt die Biene (das Beji) an, wenn sie nicht aus dem Stocke will, oder nur ein paar Mal darum herumfliegt, und gleich wieder zurückkehrt. Die weiter geflogenen kehren eilig zurück.

5) Die Schmeißfliegen (Surrfliegen) kommen vor anhaltendem Regen oder Gewitter häufig in die Häuser, und fliegen mit lautem Summen ängstlich herum. Die gemeinen Stubenfliegen kleben vor Gewitter und Regen unabtreiblich an den Menschen. Die Bremen sind auch viel lästiger, wenn ein Gewitter oder Regenwetter im Anzuge ist.

6) Die Ameisen tragen ihre Puppen, die unrichtig so genannten Ameisen-Eier, bei schönem warmem Wetter des Morgens an die Luft und Sonne. Ist aber Gewitter und Regen im Anzug, so tragen sie dieselben sogleich tief in ihre Wohnung, lange bevor die Menschen eine Wetteränderung bemerken.

7) Die Spinnen sind als merkwürdige Wetterpropheten berühmt geworden, durch

den gefangenen Franzosen Quatremaire Dijonval. — Der Bote will aber darüber ein andermal des Breiteren berichten.

Gerechtigkeitspflege.

Was hat voriges Jahr der Hubelbauer dem armen Schuhmacher geantwortet, als der ihn bat ihm um Gotteswillen um 50 Bz. ein Määs Korn zu verkaufen, weil er mit Frau und Kindern hungere, und nicht vermöge 60 zu bezahlen? Glaubst du, sprach der runde und pfausbackige Hubler, ich sei so ein Narr; ich habe den Speicher voll, aber keine Handvoll lasse ich hinaus bis es vier Kronen gilt. Und diesen Mann konnte man nicht zwingen, etwas von seinem Ueberfluß für die leidenden und hungernden Armen herzugeben, denn er ist durch die Gesetze des freien Verkehrs geschützt.

Und der reiche S. der seinen Knecht mit einem vierspännigen Fuder zu Markt schickte, und dann selber kam, und seine eigene Frucht 20 Batzen theurer bezahlte als Kauf und Lauf war, um den Marktpreis heraufzutreiben, der ist zwar nach Fug und Recht zur Verantwortung gezogen worden; aber seinen vierspännigen Wagen mit der köstlichen Frucht hatte er nachher, wie vorher, und die hungrigen Bettler standen herum und schauten mit gierigen Blicken das liebe Gewächs an wie vorher; denn das Gesetz schützt, wie es Recht ist, jedes Eigenthum.

Und der P., der am Sonntag in der Versammlung der Gläubigen das große Wort führt, und predigt von der Gnade Gottes gegen alle Menschen, und von der Liebe und von der Barmherzigkeit, und am Werktag den Armen ihr letztes Määs Roggen um Spottgeld abkauft, und es dann auf den großen Haufen schüttet, und dort liegen läßt, bis er's um's 50fache wieder verkaufen kann; ist der nicht Meister? kann er mit seinem Geld und mit seiner Frucht nicht machen, was er will? Wer hat ihm etwas zu befehlen, es ist sein Eigenthum.

Und der der einen Kauf schließt mit einem Müller, und schreibt den Kauf auf in aller Form; aber er nimmt weislich kein Stempelpapier. Was macht er nun, da die Frucht am nächsten Dienstag aufschlägt? Er schreibt dem Müller: mit dem Handel ist's nichts, kauf du wo du willst, und gieb den Pfistern theures Mehl, oder kauf nichts, und laß alle in deinem Dorf ohne Brod sein, denn ich habe nun mein Getreid zum zweitenmal verkauft, und zwar viel theurer, und das darum, weil du ein dummer T . . . . l bist, und deinen Handel nicht auf Stempel geschrieben hast. Was geschah diesem braven Gesetzesmann? Nichts; denn ein Formfehler machte Alles gut.

Gebt Acht! ich will Euch ein Geschichtlein erzählen; die Nutzanwendung könnt ihr denn selber machen. In Persien lebte einmal ein gewaltiger König, der hieß Nadir-Schah, und war gefürchtet von Jung und Alt, denn er war berüchtigt wegen seiner großen Strenge weit herum. Er war aber auch kein Christ, sondern hatte den türkischen Glauben oder Unglauben, wie ihr wollt. Einmal brach in seinem Lande eine grimmige Hungersnoth aus. Da kamen auch viele zu ihm und bettelten, und er gab, so lange er etwas zu geben hatte; aber Allen helfen konnte er nicht, und es war viel Elend im Lande. Da vernahm er denn, daß irgendwo ein Kornwucherer lebe, der dem Armen den letz-

ten Bissen abdrücke, aber dabei seine Speicher und seine Geldkisten trefflich fülle; denn schon hatte er 10,000 Thaler gewonnen, die er blank aufgespart hatte. Da schickte der strenge Perserkönig seine Soldaten und ließ den Wucherer ergreifen; und er übergab ihn seinen Henkersknechten, und die mußten ihn an einen hohen Galgen aufhängen, und ihm die gewonnenen 10,000 Thaler in einem Sack an die Füsse binden. Persien ist aber auch ein barbarisches Land, das gar wenige und mangelhafte Gesetze hat.

Der blaue Montag.

Es hat eine Meisterin einst einen Gesellen gefragt: Dessauer, warum must du auch alle leibs Montag blau machen und dein Geld verhudeln, statt fleißig bei'm Meister zu verdienen und zu schaffen, wie die andern Wochentage? Da hat der Dessauer der Meisterin geantwortet: Ja, sehn Sie, Frau Meisterin, der Mensch ist doch nicht so kräftig wie der liebe Gott; glauben Sie das nicht? „Ja wohl, das glaub' ich," sprach die Meisterin. Nun, sagte der Geselle weiter, indem er die Nadel ohne Aufhören schwang, wann der liebe Gott all' Wochen einen Tag muß ruhen, wie sollte denn der Mensch sich Gott gleich machen? Der ist demüthig und da muß ein armer Teufel von Schneidergeselle wenigstens zwei Tage ruhen.

Sechs Tag arbeite treu,
Und schaffe deine Werke;
Der siebente dann sei
Dir Ruh' und Herzensstärke.
Verkehr nicht frech das Wort,
Das dir der Herr gegeben,
Sonst wirst du fort und fort
Umsonst nach Ruhe streben.
Brauchst du den Sonntag dir
Zur Arbeit, werkbeflissen,
Machst du den Werktag dir,
Zum Fei'rtag, ohn' Gewissen,
So wirst du für und für
An Sorgen darben müssen,
Und wirst, o glaub es mir,
Mit Fluch es bitter büßen.

Gut deutsch.

Als ich einst durch die mit gelber Frucht prangenden Felder stelzte, gesellte sich mir ein Mann zu, der des gleichen Weges wanderte. Er war freundlich, ich gesprächig, und so gab ein Wort das andere und die Zeit vergieng, und die Füße kamen unvermerkt vorwärts. Aus dem Mann konnte ich nicht klug werden. Seinem ganzen Wesen nach kam er mir wie ein Schullehrer vor, denn was er sprach, verrieth Bildung und Kenntnisse, die man bei einem gewöhnlichen Landmann selten findet; dagegen aber klang die Sprache so wunderlich, daß ich oft stille stehen und den lieben Gefährten vom Kopf bis zu den Füßen betrachten mußte, um mich zu überzeugen, daß es wirklich der verständige und erfahrne Mann sei, der so krause Worte zum Beßten geben konnte. Ich gebe eine Probe, sonst versteht Ihr mich nicht. Da ich ein fröhlicher Raucher bin, so bot ich ihm eine Cigarre an. „Nih," sprach der Mann, „dankihgit, i liebe d'Schigani nid, u de b'sunders d'Reschi; si sy mer z'simbel, u z'ukumodi oni Federechängel!" Jetzt, lieber Leser, übersetz mir dieß auf deutsch!

Trau, schau wem.

Einem trauen ist genug;
Keinem trauen ist nicht klug.

Doch ist's besser keinem trauen,
Als auf gar zu Viele bauen.

Ja wohl früh.

An einem schönen Sommermorgen begegnete der bucklige Peter dem einäugigen Hans. Dieser sprach zu jenem: du hast dich schon früh schwer beladen, Peter. Ja wohl früh für dich, antwortete dieser, denn du hast ja erst ein Fenster offen, Hans.

Die Schläfer und die Schwatzer.

Wie's leider an vielen Orten geschieht, so geschah es auch in einer großen Dorfkirche, an der der Bote schon oft vorbeigereist ist. Es waren nämlich während der Predigt viele, und darunter besonders junge Bursche, eingeschlafen, warum? das wissen sie wohl selbst am besten. Andere, und besonders die jungen Meitleni, steckten die Köpfe zusammen und schwatzten; was sie zu verhandeln hatten, das wußten sie wohl auch selber am besten. Auf einmal hielt der Pfarrer einen Augenblick inne mit der Predigt, und sprach dann, indem er sich zu den Schwätzerinnen wendete: Wenn die, die da schwatzen, nicht mehr Geräusch machen würden, als die, die da schlafen, so könnten die wenigen, die hören wollen, das Wort Gottes desto besser verstehen. Da erwachten die Schläfer, und die Zungen begaben sich zur Ruh. Ob aber nun die Erbauung desto größer war, weiß ich nicht.

Der Sonderbundskrieg.

(Siehe gegenüberstehende Abbildung.)

Wo wäre der Schweizer, dem nicht im Spätherbste des Jahres 1847 der Sonderbundskrieg das Herz bewegte? Und welches Ereigniß der neuern Schweizergeschichte verdient wohl mehr als dieses eine, wenn auch nur kurze, Erwähnung im historischen Kalender? Hatte ja doch beinahe jede Familie in unserm Vaterlande einen theuern Vater, Gatten, Sohn oder Bruder im Kampfe. Jedermann weiß noch, daß die sieben katholischen Kantone Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis unter sich ein Sonderbündniß geschlossen hatten, welches aber von der Tagsatzung als bundeswidrig und daher als aufgelöst erklärt wurde. Gegen diesen Beschluß protestirten die Sonderbundskantone, und nachdem alle Versuche, dieselben auf friedlichem Wege zum Nachgeben zu bewegen, gescheitert waren, so beschloß die Tagsatzung am 4. Wintermonat 1847, es solle ihrem Beschlusse mit bewaffneter Macht Vollziehung verschafft werden. Wie durch Zauberschlag geweckt stand auf einmal ein eidgenössisches Heer von 120 Bataillonen Infanterie, 13 Kompagnien Genietruppen, 54 Kompagnien Artillerie, 25 Kompagnien Kavallerie, 68 Kompagnien Scharfschützen, im Ganzen von 98,861 Mann, gerüstet im Felde. Ihm gegenüber bestanden die Sonderbundstruppen aus 28 Bataillonen Infanterie, 9 Kompagnien Artillerie, 1 Kompagnie Kavallerie und 32 Kompagnien Schützen, etwa 20,000 Mann und 24,000 Mann Landsturm in den innern Kantonen. Dazu kamen noch etwa 8000 Mann Truppen und 9000 Mann Landsturm in Freiburg, und ungefähr 5000 Mann Truppen nebst 8000 Mann Landsturm im Wallis. — Vom 9. Wintermonat an setzte der eidgenössische Oberkommandant, General Dufour, die drei Divisionen Rilliet, Burkhard und Ochsenbein (Kommandanten der bernischen Re-

serve) von allen Seiten gegen die Stadt Freiburg in Bewegung, welche schon am 12. auf der westlichen Seite von 25,000 Mann und 56 Kanonen in einer Entfernung von etwa einer Stunde eingeschlossen war, während die Division Ochsenbein von Laupen und Neueneck her vorrückte. Ohne die mindeste Hoffnung auf einen erfolgreichen Kampf schloß die Regierung von Freiburg am 14. Wintermonat eine Kapitulation ab, trat vom Sonderbunde zurück und öffnete den Eidgenossen die Thore, nachdem einzig bei dem Fort Bertigny am Abende des 13. aus Mißverständniß sich ein Gefecht entsponnen hatte, bei welchem ein Waadtländerbataillon zwei Todte und vierzig Verwundete verlor. — Nach Freiburgs Fall wandte der General die ganze Heeresmacht, mit Ausnahme der ersten Division, welche Freiburg besetzt hielt und den Kanton Wallis beobachtete, in schnellen Märschen gegen Luzern, von wo aus unterdessen der Sonderbundsgeneral von Salis einen Angriff auf das aargauische Freienamt gemacht hatte. Am 12. Wintermonat, in der Frühe, marschirte er nämlich von Gislikon aus mit 5000 Mann über Sins gegen Merischwanden und Rikenbach und näherte sich der von Lunern herübergeschlagenen Schiffbrücke im Augenblicke, als die Pontonniers, nachdem das zürcherische Recognoscirungs-Korps wieder hinübergeschifft war, die Brücke abbrachen. Nach einstündigem hartnäckigem Feuer, wobei sich die zürcherischen Truppen, welche in ungünstiger Stellung kämpfen mußten, durch ihren Muth auszeichneten, und die Sonderbundstruppen fünf Verwundete, die Zürcher zwei Todte und zehn Verwundete einbüßten, setzte Salis Abends 4 Uhr seinen Marsch gegen Muri hinüber fort. Bei Birri wurde seine Vorhut von einem eidgenössischen Infanteriebataillon und einer Schützenkompagnie mit einem kräftigen Feuer empfangen. Hierauf trat Salis den Rückzug gegen Luzern an. Gleichzeitig drang Oberst Elgger von Luzern mit 2000 Mann von Hitzkirch her nach Geltwyl vor, um sich dort mit Salis zu vereinigen. Zwar überraschte er bei starkem Nebel die im Dorfe liegenden zwei Aargauer-Kompagnien. Diese hielten sich dennoch so wacker, daß Elgger nicht weiter vorzurücken wagte und sich, ohne die Vereinigung mit Salis bewerkstelligt zu haben, wieder zurückzog. Dort fiel der tapfere Hauptmann Fischer von Zofingen mit dreien seiner Leute. Ebenso mußte auch eine dritte Colonne der Sonderbundstruppen, welche unter dem Oberstlieutenant St. Denis einen Angriff auf Menzikon unternahm, mit einigem Verluste sich zurückziehen, da das Dorf von drei Kompagnien des aargauischen Landwehrbataillons Oelhafen tapfer und mit Erfolg vertheidigt wurde. — Auch gegen Süden machten die Sonderbundstruppen eine offensive Bewegung. Schon am 4. Wintermonat kamen die Urner der sechsten eidgenössischen Division, unter Oberst Luvini, welche aus Tessinern und Graubündnern bestand, in der Besetzung der Höhe des St. Gotthardes und des dort gelegenen Hospitiums zuvor. Am 17. Wintermonat drang der Oberstlieutenant Müller mit 1700 Mann Urnern und Unterwaldnern nach Airolo vor. Nach schwachem Widerstande flohen die daselbst aufgestellten vier Bataillone über den Tessin zurück. Nur zwei Schützenkompagnien hielten sich, vermochten aber nicht die Urner aufzuhalten, welche nun bis eine Stunde von Bellinzona vorrückten. Am 21. Wintermonat wurden jedoch die Urner zur Vertheidigung der innern Kantone zurückgerufen.

Unterdessen rückten die eidgenössischen Truppen von allen Seiten gegen den Kanton Luzern vor, so daß bereits am 21. Wintermonat 70,000 Mann mit 140 Geschützen an den Grenzen der innern Kantone standen. Die zweite und dritte Division (Burkhardt und Donats) bildeten das Centrum und rückten ohne Widerstand über Willisau, Sursee, Münster und Hitzkirch vor. Die Division Ochsenbein (der äußerste rechte Flügel) rückte am 22. Wintermonat in das Entlebuch ein, und stieß vor Schüpfheim auf den Feind, bestehend aus 600 Mann Truppen mit zwei Kanonen und 900 Mann Landsturm unter dem Kommando des Majors Limacher. Der Kampf dauert von Nachmittags 1 Uhr bis zum Einbruch der Nacht, und wurde am 23. früh Morgens fortgesetzt. Nach kräftigem Widerstand zogen sich die Entlebucher auf die Bramegg zurück. Sie hatten vier Todte und sechsunddreißig Verwundete verloren. Die in der Nacht vom 23. Wintermonat erfolgte Uebergabe von Luzern machte dem Kampfe auch auf dieser Seite ein Ende.

Den schwierigsten Stand hatte die Division Ziegler. Zwei Brigaden derselben giengen am 23. Morgens über die bei Sins und bei Eyen geschlagenen Schiffbrücken, und rückten gegen 12 Uhr gegen Honau und Gislikon vor, wo der Feind auf beiden Seiten der Reuß bedeutende Verschanzungen hatte, und wo seine Hauptmacht aufgestellt war. Die dritte Brigade mit zwölf schweren Geschützen stellte sich auf dem linken Reußufer, gegenüber Gislikon, auf. Die luzernische Artillerie eröffnet sogleich gegen die Brigade Egloff ihr Feuer, das aber durch die Berner-Batterie Moll erwiedert wird; und auch die andern zwölf schweren Geschütze, unter Oberst Denzler, nöthigen den Feind, Honau zu verlassen und sich nach den Verschanzungen bei Gislikon zurückzuziehen. Unterdessen dringt der Divisionskommandant mit 1½ Bataillon der zweiten Brigade an der Mitte des Rootenberges vor, während der Brigadekommandant mit den übrigen Truppen theils mehr links gegen die Höhe vorrücken, theils die Reserve bilden sollte. Das feindliche Feuer gegen den vordringenden Obersten Ziegler wird immer heftiger und mörderischer. An der Spitze von vier zürcherischen Plänklerkompagnien rückt er vor (siehe die Abbildung). Immer blutiger wird der Kampf; nun stößt der aargauische Major Schorer mit zwei Kompagnien zu dem kleinen Häuflein des Divisionskommandanten, die Leute sammeln sich wieder, greifen mit einer herangezogenen Zürcher-Kompagnie muthig wieder an, und die wichtige Position im Walde wird genommen.

Mittlerweile rückt Oberst Egloff in der Tiefe gegen Honau vor. Bei den äußersten Häusern gegen Gislikon fährt die Batterie Rust auf. Der in und neben den Schanzen bei Gislikon aufgestellte Feind eröffnete ein mörderisches Feuer, das die Jäger und die Batterie Rust nöthigt, sich nach starkem Verluste zurückzuziehen. Oberst Egloff hält mit dem halben Bataillon Häusler aus, bis die Plänkler unter Anführung des Oberstlieutenants Siegfried muthig wieder vorrücken. Die Batterie Moll nimmt auf dem rechten Flügel Position. Mehrere andere Truppenabtheilungen rücken ebenfalls vor. Der Feind vermag diesen vereinigten Kräften nicht zu widerstehen, und zieht sich Nachmittags 3 Uhr aus den Verschanzungen, und später nach Root und Ebikon zurück.

Dieser doppelte Sieg kostete die eidgenössischen Truppen 14 Todte und 84 Ver-

wundete, die Sonderbundstruppen 12 Todte und 40 Verwundete. Am Abende des 23. Wintermonats flüchtete sich die Regierung von Luzern, in der Nacht wurden die Sonderbundstruppen zurückgezogen und entlassen, und am 24., gegen Mittag, zogen die Brigaden Egloff und König in Luzern ein.

Die Division Gmür besetzte schon am 22. den Kanton Zug, nachdem dieser kapitulirt hatte, stieß in Buonas auf Schwyzertruppen, die hier, in Meierskappel, und in Ebikon starken Widerstand leisteten, wobei sie 5 Todte und 22 Verwundete, und die eidgenössischen Truppen 4 Todte und 12 Verwundete verloren. Sie zogen sich gegen Küßnacht zurück, und erneuerten am Abend gegen die Brigade Ritter den Angriff. Die äußerste linke Flanke der Division Gmür besetzte am 23., 24. und 25. die obere und untere March, wobei lediglich ein Plänklergefecht vorfiel. In den nächsten Tagen erfolgten nun die Kapitulationen der Kantone Unterwalden, Schwyz, Uri und Wallis, und mit ihrer Besetzung durch eidgenössische Truppen endigte der Sonderbundskrieg.

Hoffen wir, und tragen wir alle das unsrige nach Kräften dazu bei, daß fortan nie mehr im Vaterlande Bruderblut vergossen werden müsse!

Der Trost.

Ein altes Mutterli, das seine bessern Tage gehabt hatte und nun bei denen angekommen war, von den wir sagen, sie gefallen uns nicht, hatte allerlei Erinnerungen, die es, wie es schien, nicht zur Fröhlichkeit stimmten, denn es plagte die Seinigen unaufhörlich mit Wunderlichkeiten, mit Jammern und Klagen; und besonders that es gar nöthlich, wenn's an's Sterben dachte, und jammerte, es sei verloren und könne keine Gnade finden. Endlich nahm es seine Zuflucht zum Herrn Pfarrer, jammerte auch dem die Ohren voll und rief eins übers andere: O jere, Herr Pfarrer, i bi verlore, i chume-n-i d'Höll. Der wackere Geistliche suchte alle Beruhigungsgründe hervor, die ihm der reiche Schatz der biblischen Wahrheiten darbot. Aber alles umsonst. Immer war die leidige Antwort die gleiche: O jere, Herr Pfarrer, i chume-n-i d'Höll! Dadurch in die Enge getrieben griff der kluge Herr zu einem letzten Mittel um das jammernde Mutterli zu trösten. Er sprach: thue d's Muul uuf. Erstaunt schwieg die Alte und gehorchte. Da sprach der Pfarrer: „Es heißt in der Bibel: in der Hölle werde sein Heulen und Zähnklappen; du aber hast keinen einzigen Zahn mehr im Munde, wie könntest du denn Zähnklappen. Du siehst also, daß du für die Hölle nichts taugst.“ Dieß schlug besser an, als alle Vernunftgründe, denn dieß war einleuchtend. Beruhigt und zufrieden gieng das Mutterli heim, und jetzt, da die Angst nicht mehr in seinem Herzen war, fand die Liebe auch wieder Platz darin, und bald getröstete es sich nun mit der Gnade Gottes, für die es früher keinen Raum gehabt hatte. Da hat der kluge Herr Pfarrer doch recht den Nagel auf den Kopf getroffen.

Willst du nicht einst die Hölle scheuen,
So wart nicht bis zur bösen Zeit,
Und sorg' in Furcht und wahren Treuen
Schon früh für deine Seligkeit.
Denn wer sich hat zu lang bedacht,
Der hat es niemals klug gemacht.
Der Pfad zur Höll' ist glatt und breit,
Du kannst mit Blumen ihn bestreuen;
Am Ende doch kommt Herzeleid.
Verlorne Stund wirst du bereuen.

K

Die Ackerrübe.

Daß die Kartoffel in unserem Landbau einen zu großen Raum eingenommen hat, zeigen die letzten Jahre. Durch ihren zu häufigen Anbau sind andere Nahrungspflanzen vernachläßigt worden, und nun da wegen der bösen Kartoffelkrankheit mehrere Mißernten eingetreten sind, so haben sie große Verlegenheit, Mangel, Theuerung und in einigen Gegenden sogar Hungersnoth mitgebracht. Man fühlt daher allgemein das Bedürfniß dieser Pflanze eine andere an die Seite zu stellen, die solche Eigenschaften besäße, daß, wenn sie auch nicht im Stande wäre, die Kartoffel zu ersetzen, sie dieselbe doch einigermaßen vertreten könnte. Eine Ackerbaugesellschaft schlägt nun dazu die sogenannte Bartfelder-Ackerrübe vor. Sie hat damit Versuche gemacht, die über Erwarten trefflich ausgefallen sind, und gegenwärtig wird im Großherzogthum Baden dieses treffliche Wurzelgewächs so vielfaltig gebaut, daß in gewissen Gegenden alle Wochenmärkte reichlich damit versehen sind, und daß die Noth der letzten Winter dadurch um Vieles erleichtert wurde. Die Ackerrübe ist gelb, groß, zart und von sehr angenehmem Geschmack; sie kann auch eingemacht werden, wie die gemeine Rübe. Dieses treffliche Gewächse kömmt in jedem Boden fort, wo die Kartoffel gedeiht; sie widersteht dem Froste und der Nässe weit besser als diese und hängt daher viel weniger von der Witterung ab. Diese Rübe besitzt zwar nicht so viel Stärkemehl, als die Kartoffel, dagegen mehr andere nährende und Kraft gebende Bestandtheile. Auch leidet sie nicht, wie diese, an scharfen und widrigen Säften, die dem Geruch und Geschmack widerstehen und der Gesundheit schaden können. Wer sie einmal gepflanzt hat, giebt sie gewiß nicht mehr auf; und die Pflanzung von einem Viertel Morgen Feld ist hinreichend eine ganze Familie vor aller Noth sicher zu stellen. Bei mangelhaften Kartoffelernten bietet sie die beste Aushülfe. Die Saat muß zu Anfang des Mai auf einem tief geackerten und gedüngten Felde bestellt werden um recht bald den Speisebedürfnissen genügen zu können. Den Saamen wird man wohl in jeder Saamenhandlung um ein geringes Geld beziehen können.

Wozu versteigt sich die Wissenschaft?

In einer gewissen Unterrichtsanstalt richtete ein Lehrer folgende aus der Tiefe der Wissenschaft hervorgehende Frage zur reiflichen Erwägung und besonnenen Beantwortung an seine Schüler, Jünglinge von 16 bis 18 Jahren: „Warum hofieren die Fliegen auf's Schwarze weiß und auf's Weiße schwarz?“ Nach kurzem Nachdenken war die Antwort der Zuhörerschaft die: Weil dieß Geschlecht dem Jüste-Milieu angehört, denn was auch die häßliche Fliege einnimmt, es sei Zucker oder Teufelsdr . ck, wenn sie's wieder von sich giebt, als ein unflätiger Unrath, so ist's grau.

Grau, das ist ein häßlich Wort;
Thut mir's aus der Sprache fort.
Grauer Himmel allzumal;
Schnee und Regen überall!
Graues Haar ein böser Bott,
Grabesmahner, Kinderspott!
Graues Brod ein schlimmer Trost,
Giebt dem Magen flaue Kost.
Traurig graue Wissenschaft,
Hat nicht Leben, hat nicht Kraft.
Grauer Sinn im Meinungskampf,

Giebt nicht Licht, nur Dunst und Dampf.
Aber wer im Glauben grau,
Und in dem Gewissen lau,
Wer nur hinkt in seiner Treu,
Wessen Wort ist leicht wie Spreu —
Der ist weiß in finstrer Nacht,
Hell wird, was er heimlich macht;
Der ist schwarz am heitern Tag,
Ihn kein Wasser waschen mag.

Der sorgsame Führer.

Ein Herr machte eine Bergreise. Als Führer hatte er einen Mann genommen, der sonst Eseltreiber war. Als sie zusammen bei einer gefährlichen Stelle ankamen, sagte der sorgsame Führer: Jetzt Herr, nehmen Sie sich in Acht, denn hier ist mir schon mehr als Ein Esel verunglückt.

Was verdienen die Sünder?

Ein Pfarrer fragte einen Unterweisungsknaben: Was hast du durch deine Sünden verdient? Der Knabe stockte. Nun, antworte, fuhr der Unterweiser den Gefragten an. Dieser durch den etwas barschen Ton des Fragers erschreckt, antwortete: Ach, gar nüt, Herr Pfarrer, i gibe-n-ech si vergäbe.

Der Prediger nach der Uhr.

Ein Pfarrer hatte die Gewohnheit seine Predigt, sobald die Thurmuhr schlug mit den Worten zu schließen: Also lasset uns gehen und thun, was ist gesagt worden Amen. Einst predigte er von Judas Ischariot. So eben hatte er den Zuhörern erzählt, wie Judas dem Rathe das Sündengeld vor die Füße geworfen hätte, als die Stunde schlug. In der Eile fügte er nun noch schnell hinzu: „und Judas gieng hin und erhängte sich; also lasset uns gehen und also thun, wie uns ist gesagt worden. Amen."

Guter Rathschlag.

Ein kluger Mann weiß sich in jeder Verlegenheit zu helfen. Jemand (seinen Namen wollte man dem Boten nicht nennen) besitzt ein Stück Land, wo nichts als Unkraut wuchs. Um es abträglicher zu machen, beschloß er es mit Klee anzusäen. Aus Geiz kaufte er aber viel zu wenig Kleesamen, und säete ihn, obschon er nichts davon verstand, mit eigener unkundiger Hand. Der angekaufte Same reichte kaum zur Hälfte aus. Was thut nun der gescheide Mann? Kauft er etwa noch mehr Samen? Keineswegs; sondern er kriecht auf dem angesäeten Stück Land herum, und scharrt von dem ausgestreuten Samen so viel zusammen, als ihm zum Uebersäen des ganzen Stückes nöthig scheint. Du kannst wohl denken, lieber Leser, wie viel Nutzen er daraus zog, und ob es für ihn nicht vortheilhafter gewesen wäre, dieses Stück Land seinen Hausleuten zur Bearbeitung zu übergeben, statt sich vor allen Nachbarn lächerlich zu machen.

Wo schnöder Geiz und Unverstand
Das Thun des Menschen leiten,
Da ist sein Treiben eitler Tand,
Er wird fürwahr mit eigner Hand
Nur Uebel sich bereiten.

Biblische Räthsel.

1) Wer war der erste und zugleich der letzte in seinem Garten?

1 Mos. III; 24.

2) Wer fürchtete sich als keine Gefahr war, und war muthig als es gefährlich wurde?

Joh. III; 1 u. XIX; 39.

3) Wo ist aus Feuer Wasser entstanden?

(In Sodom und Gomorrha).

4) Wo hat ein Thier einem Menschen Unterricht gegeben?

1 Mos. III; 1.

Hans Waldmanns Tod.

(Fortsetzung. Mit einer Abbildung.)

Der sich in seinem Uebermuth allgewaltig wähnende Waldmann suchte nun längst veraltete strenge Gesetze und Verordnungen hervor, verschärfte sie noch und gab ihnen neue Gültigkeit. Er verbot Jungen und Alten die Besuchung der Wirthshäuser, — jede Zusammenkunft zu einem Trunk oder einer Mahlzeit ward gestraft. Selbst Familienfeste, wie Hochzeiten, Kindstaufen, u. dgl. wurden theils gänzlich untersagt, theils sehr beschränkt. Diese Strenge schien um so empörender, da der Bürgermeister sich selbst nicht nur jeden unschuldigen, sondern selbst jeden sündlichen Genuß erlaubte.

Bei Anlaß eines Wilddiebstahls auf dem Lande machte der Altbürgermeister Göldli den Anzug: man sollte den Bauern nicht erlauben Hunde zu halten, das befördere nur den Wilddiebstahl, man sollte ihnen wenigstens ihre großen Hunde todtschlagen. Waldmann war zuerst dieser Maßregel abgeneigt; er ließ sich aber doch durch die wiederholten Vorstellungen des Göldli, der ihn dadurch noch mehr verbaßt machen wollte, verleiten, seine Einwilligung zu geben. Eine Menge treuer Hunde wurden todtgeschlagen. Die Erbitterung über diese Metzelei ward groß, insonderheit bei den sehr reizbaren Bauern an den Ufern des Zürchersees. — Nun rotteten sich junge Leute zusammen, und verbanden sich zu gemeinsamem freundschaftlichem Freudengenuß, ohne sich durch die willkürlichen Verordnungen des Bürgermeisters schrecken zu lassen. Da verbreitete sich nach und nach ein Geist der Unzufriedenheit und der Empörung zuerst bei den Seebauern, dann im ganzen Lande. Das Landvolk versammelte sich zu Volksvereinen, es schickte Ausgeschossene vor den Rath, die aber von Waldmann mit barter Rede heimgeschickt wurden. — Abgeordnete der eidgenössischen Stände fanden sich ein, um zu vermitteln und die Ruhe herzustellen. Unterdessen gab Waldmann gute Worte und versprach mündlich die lästigen Verordnungen zurückzunehmen. Als nun die Bauern befriedigt schienen, ließ der Bürgermeister die mündlich gegebenen Versprechungen in eine schriftlich gegebene Urkunde fassen, in welcher er aber mehreres zu Ungunsten des Landvolks abändern, und einige sehr widerwärtige und beleidigende Zusätze einrücken ließ. Diese Verfälschung machte die Bauern wüthend; wilder Aufruhr ward allgemein im ganzen Lande. Zu Küßnacht versammelte sich ein Landsturm von 6000 Mann, — auch die Stadt, von Lazarus Göldli aufgewiegelt, machte gemeinschaftliche Sache mit dem Landvolk. Waldmann's Diener und vertrauter Freund, Weibel Schneevogel, ward auf der Brücke ermordet; tobend forderte die Menge der Insurgenten, daß man ihnen den Waldmann und seine Freunde ausliefere. Nun ergab sich der Bürgermeister; einer der eidgenössischen Gesandten lösete ihm das Schwert von der Seite und er ward abgeführt und in den Wellenberg, einen bekanntlich im See stehenden Gefängnißthurm, gebracht. Unterdessen ward das Volk durch die schändlichsten Verläumdungen noch mehr aufgereizt. Da hieß es, der Vortrupp der Oesterreicher, denen Waldmann die Stadt verrathen wolle, sei schon im Anmarsch; die neuen Thorschlüssel, die Waldmann den Feinden übergeben wolle, habe man gefunden; der Beklagte wolle durch Hülfe der Erbfeinde der Schweiz Graf von Kyburg werden. Lazarus Göldli half diese Lügen verbreiten, — einige hatte er selbst erfunden. Das Stadt- und Landvolk war nun einig, den Bürgermeister zu verderben. Der ganze Rath ward abgesetzt, Lazarus Göldli ward zum Stadthauptmann mit außerordentlicher Vollmacht ernannt, und ihm aus dem rohesten Pöbel ein Rath von 60 Männern

Hans Waldmanns Tod.

beigeordnet, welcher der hörnerne Rath genannt wurde. In der zweiten Nacht nach Waldmanns Verhaftung fuhren die Männer, die sich zu Untersuchungsrichtern aufwarfen, in der Mitternachtsstunde in den Wellenberg, und nahmen ihn in ein vierzigstündiges Verhör. Er wurde grausam gemartert, man hängte ihm an der Folter einen 120 Pfund schwerer Stein an die Füße. Dennoch sprach er nicht ein Wort, das ihm hätte schaden, und die Zwecke seiner boshaften Verfolger befördern können. Nun ward er in ein scheußliches Mörderloch geworfen und mit den schwersten, kaum tragbaren Fesseln beladen. Da klagte, da bat er, aber nie zeugte er wider sich selbst Darauf legte er die goldene Kette, seinen Ritterschmuck, ab; da entfiel ihm eine Thräne. Von da an nahm er keine Speise mehr zu sich. Den 6. April 1489 ward Blutgericht über ihn gehalten. Göldli fürchtete, die Volksstimmung möchte sich zu Gunsten des Angeklagten ändern. Er bestellte also drei Männer, die beinahe athemlos herbeistürzten, und versicherten, sie haben bloß durch den angestrengtesten Lauf den herannahenden österreichischen Truppen entrinnen können, die auf Waldmanns Anstiften im Anzug seien. Sie seien zu Eglisau eingerückt, haben daselbst die von Waldmann bezeichneten Bürger des Städtchens ohne Schonung des Alters oder Geschlechts gemordet. Eglisau liege in der Asche. — Als Beweis ihrer schnellen Flucht zeigten sie ihre vom Schweiß ganz durchnäßten Hemder — (sie hatten sie in einem Bache genetzt). Diese teuflische Arglist wirkte. Waldmann ward eilends zum Tode verurtheilt. Bald erklang die Armsünderglocke, der Gefangene ward abgeholt. Sehr kümmerte ihn das Schicksal seiner im Kerker zurückgelassenen Freunde. Nun ward er vor seine Richter auf's Rathhaus geführt. Dort ward ihm sein Todesurtheil vorgelesen. Es enthielt weder ein todeswürdiges noch ein von ihm eingestandenes Verbrechen, nur allerlei Anzeigen und unverbürgte Nachreden von fremden Fürsten, von denen er Geld angenommen habe, u. s. w. — Hierauf ward er vor die Stadt hinaus zum Tode geführt. Schön gekleidet schritt er getrost und freundlich, jedermann grüßend, einher. Auf der Richtstätte umgaben ihn mehr als 10,000 Zuschauer. Da rief er mit lauter Stimme: „Herr Jesu, um dieses Todes willen, den ich nicht verdiene, verzeihe mir die Sünden, die ich wirklich begangen habe.“ Dann bat er alle diejenigen um Verzeihung, die er etwa beleidigt haben möchte. Laut weinten Männer und Weiber bei diesem Anblick und bei Anhörung der erbaulichen Worte. Er überblickte noch einmal die Stadt, bat Gott um Segen für sie und kniete mit Anstand nieder. Der tödtliche Streich geschah, sein Haupt fiel.

Kaum war er todt, so ward verkündigt: „Man solle sich nicht fürchten; kein einziger Oesterreicher sei über den Rhein gekommen.“

So endete der Ritter und Bürgermeister Waldmann. Er litt schmählichen und martervollen Tod, wegen Verbrechen, die er nicht begangen hatte, oder wegen Fehlern, die keine Verbrechen waren, und büßte dadurch die Schuld einer bösen That, die ungestraft geblieben war, — der Ermordung des vortrefflichen Frischhans Theiling.

Waldmanns Körper ward nach seinem Wunsche beim Fraumünster begraben. — Noch im Jahr 1627 bei zufälliger Oeffnung des Grabes ward er frisch und unverweset gefunden.

Er will nicht heirathen.

Ein Bauernbursche hatte einen großen Schrecken vor dem Heirathen. Ich brauche nicht zu sagen, daß er ein dummer Jöggel war. Sein Vater sprach ihm zu, und als alles nichts fruchtete, sagte er endlich: Was fürchtest du dich denn? Hab' ich nicht auch geheirathet, und ist's mir etwa dabei gar übel gegangen? Ja, rief der Junge, ich glaube es wohl, du hast die Mutter geheirathet, aber ich soll eine ganz Fremde nehmen!

Die Weinlese.

Im Jahr 1845 wurde in einer gewissen Gegend eines großen Kantons der Wein so gut, daß man bei jedem Schluck blinzeln

mußte, damit einem nicht die hellen Thränen aus den Augen liefen. Da meinte nun ein Rebmann: man sollte dießmal nicht sagen Wein lesen, sondern Wein buchstabieren.

Der listige Schneider.

Zwei muthwillige Bürschlein, die so eben aus dem Wirthshaus kamen, trafen einen Schneider an, der mit einem fertigen Kleide hurtig über die Gasse lief. Sie wollten sich mit demselben einen Spaß machen, nahmen ihn zwischen sich in ihre Mitte und sprachen: Sagen Sie uns, Herr Meckerle, was sind Sie wohl, ein Schelm oder ein Dummkopf? Meine Herren, antwortete der listige Schneider, ich bin so zwischen beiden.

Vergessen.

Beleidigung vergiß, die Wohlthat aber nicht,
So thut der edle Mann, erfüllet treu die Pflicht.

Vergeltung.

Was man dir Böses thut, laß es im Dunkel ruh'n;
Vergilt es anders nicht, als bloß durch Gutesthun.

Der Gottesgarten.

Groß und schön ist Gottes Garte;
Blüemleni von allen Arte,
Roth und gäl und blau und wyß;
Gott ist rych, s'ist alles sys.

Doch er wott's nit für ihn b'halte,
Wott's nit hurtig dänne kalte;
Nei mit treuer Vaterhand
Theilt er's uus im ganze Land.

Jeders cha sys Bitzli reiche;
Und er cha-n-es Allne breiche,
Jedem git er, was ihm g'hört,
Gitnes, daß es niemer stört.

D's Würmli wott sys Bitzli sueche;
G'schau! es möcht zum Blüemli zueche.
Jetz sitzt's scho im Schattehag,
Ißt so schwytig als es mag.

Und das Schneggli macht si yne,
D'Sunne faht im z'heiß a schyne;
S'geht es Blettli chüel und hohl,
S'ist sy Laube; jetz isch's wohl.

S'chunt e Summervogel g'floge,
Het a mängem Blüemli g'soge,
Und er meint s'syg numme da,
Daß är Spys und Trank chönn ha.

Und dert g'hörsch es Finkli singe,
D's Liedli mag im gar wohl g'linge.
Vater, seit's, wo isch my Spys?
Lueg das Chörnli, es isch dys.

Und dert weide Schaf und Geiße,
Het si's nid der Vater g'heiße?
Ja, es weiß es jedes wohl,
Wo's sys Chrütli suche soll.

Und die Chindleni juheie,
Binde-ne e große Meie,
Blüemleni vo mänger Art
Het der lieb Gott für si g'spart.

Und i trüebe chrankne Tage,
Chanst mängs Chrütli zäme trage,
Usem Wald, vo Zuun und Weid,
S'stillet der dys Herzeleid.

Groß und schön ist Gottes Garte,
Blüemleni vo all-n-e Arte!
S'danki Gott gar fromm und heiß,
Wer die Blüemli z'schätze weiß.